

## **Erinnerungen an Odrau**

**II**



# **Erinnerungen an Odrau**

## **II**

**Erlebnisse in einer kleinen Stadt im Sudetenland  
vor und nach dem Zweiten Weltkrieg**

**Zusammengestellt und herausgegeben von**

**Walther Mann, Darmstadt**

**Mit Berichten von: Margarethe Bär; Elfriede Balhar; Werner Blasel;  
Adolfine Bruder; Franz Dolak; Helga Grafe; Ernst Habiger; Wolfgang  
Hauke; Isolde Heilmaier; Helga Hofmann; Walter Honisch; Olga  
Jurasky; Anni Kester; Helmut Kotsch; Günter Kravagna; Helmut  
Kravagna; Karl Kremel; Othmar Krumpholz; Hervé Lefebvre de  
Latre; Walther Mann; Stephanie Mergenthaler; Erika Neumann;  
Otto Pauler; Emanuel Schneider; Fridolin Scholz; Herta Sedlacek;  
D.S.; Richard Szklorz; Walter Teltschik; Walter Türk; Edith Wanek.**

## Erinnerungen an Odrau

Erlebnisse in einer kleinen Stadt im Sudetenland  
vor und nach dem Zweiten Weltkrieg

### **Band II** **Digitale Ausgabe 2014**

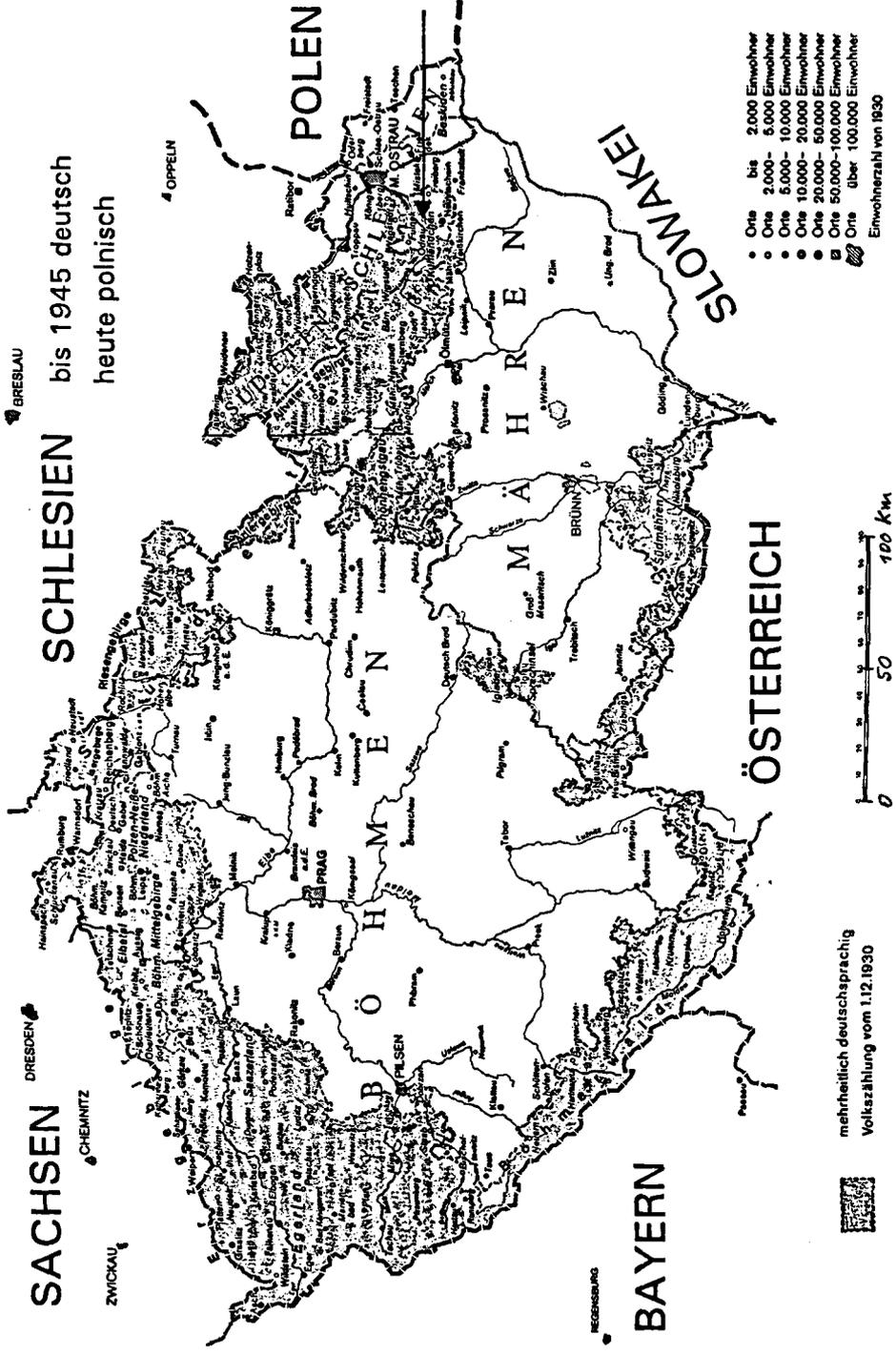
**Band I:** 1. Auflage 1999 ISBN 3-00-00640-X  
2. Auflage 2007 ISBN 3-00-00640-X  
Digitale Ausgabe 2013

<b>Band II:</b> 1. Auflage 2002 <b>Digitale Ausgabe 2014</b>
---

**Band III:** Odrauer Wege nach der Vertreibung  
1. Auflage 2005  
Digitale Ausgabe 2014

Anschrift des Herausgebers:

Prof. Dr.-Ing. Walther Mann †  
Claudiusweg 19 B  
64285 Darmstadt  
Tel. + Fax: 06151 - 47275



**SACHSEN**

DRESDEN

CHEMNITZ

ZWICKAU

**SCHLESSEN**

bis 1945 deutsch  
heute polnisch

OPPELN

**POLEN**

BRUNN

BRUNN

BRUNN

BRUNN

BRUNN

BRUNN

**BAYERN**

INGERSBACH

**ÖSTERREICH**

mehrheitlich deutschsprachig  
Volkszählung vom 1.12.1930



- Orts bis 2.000 Einwohner
  - Orts 2.000- 5.000 Einwohner
  - Orts 5.000- 10.000 Einwohner
  - Orts 10.000- 20.000 Einwohner
  - Orts 20.000- 50.000 Einwohner
  - Orts 50.000-100.000 Einwohner
  - ▨ Orts über 100.000 Einwohner
- Einwohnerzahl von 1930



## **Inhalt**

Vorwort	11
Walther Mann: Reaktionen auf unsere „Erinnerungen an Odrau“	13

## **Berichte - Teil 1: Odrau im Krieg und danach**

Ernst Habiger: Meine „Erinnerungen an Odrau“	15
Hervé LEFEBVRE de Lattre: Mutters Erbe	20
Herta Sedlacek: Das Kriegsende rettete uns	23
D.S.: Das Schicksal der Tschechen 1938	25
Walther Mann: Dreimal Heiligabend: 1944, 1945 und 1946	26
Helmut Kravagna: Odrau in meiner Erinnerung Allerheiligen und Allerseelen in Odrau - Heimkehr nach Odrau 1945 - Wieder in Odrau, nach 1990	28
Olga Jurasky: Nach achtzehn Jahren: Traurige Gewißheit	31
Anni Kester: Am Ende des Krieges auf unserem Hof	33
Elfriede Balhar: Flucht aus dem tschechischen Zuchthaus	36
Margarethe Bär: Ein Neuanfang	39
Isolde Heilmaier: Die Narben tun immer weh!	40

Günter Kravagna: Erlebnisse eines Vierzehnjährigen bei und nach Kriegsende - Unsere Flucht aus Odrau - Gefangenschaft in Brünn und Rückmarsch nach Odrau - Zwangsarbeit im Kohlerevier von Poruba und Vertreibung	44
Othmar Krumpholz: Kindheitserinnerungen an Odrau	54
Walter Honisch: Von Odrau über Ostdeutschland in den Westen	58
Wolfgang Hauke: Von Odrau über das Pankratz-Gefängnis in den Westen	62
Adolfine Bruder: Mein Erlebnis von Flucht und Vertreibung	66
Stephanie Mergenthaler: Mein Versteck auf dem Dachboden	70
Franz Dolak: Schicksale 1945 - Das Martyrium von Johanna Hilscher, genannt Fäulein Hansi - Franz Jankowsky ermordet	72
Edith Wanek: Eine Flucht, die eigentlich sinnlos war - Nach Kriegsende wieder daheim	74
Helga Grafe: Als Kleinste stand ich immer Schmiere	78
Walther Mann (Bericht): Wir suchten Kartoffelschalen in einer Abfallgrube	80

## **Teil 2: Die Odrauer nach der Vertreibung**

Helga Hofmann: Integration	83
Helmut Kotsch: Das Paradies der Junggesellen	86
Otto Pauler: Nach der Gefangenschaft in die Ostzone	90
Emanuel Schneider: Von der Optimit in Odrau zu Metzeler nach München	93

Helga Hofmann: Unser Aufbruch in der neuen Heimat	95
Erika Neumann: Neubeginn in der Holzbaracke	96
Walther Mann: Der Heichel-Kuli: „Zum Unternehmer geboren“	98
Karl Kremel: Besuch in Odrau nach dreißig Jahren	101
Werner Blasel: Einmal Odrau und zurück	103

### **Teil 3: In Odrau nach der Vertreibung der Deutschen**

Walther Mann (Bericht): Nach der Vertreibung als Deutscher in Odrau	105
Richard Szklorz: Tipfl, Kracherl, Sudetenweiß und andere Erinnerungsfetzen	109

### **Teil 4: Rückblicke**

Erika Neumann: Der Milichberg - Hausberg der Odrauer	127
Erika Neumann: Wiedersehen mit Odrau - Einlösung eines Versprechens	128
Helga Hofmann: „Waldzauber“ an der Oderquelle	130
Walther Mann: Denkschrift für den Turmknopf der neuen städtischen Schule in Odrau	132
Walter Türk: Vom Untergang des Schlosses in Odrau	139
Fridolin Scholz: Mendels Geburtshaus in Heinzendorf	141

Walter Teltschik: 700 Jahre Teltschik-Familie - der Teltschik-Turm in Wilhelmsfeld	143
Walther Mann: Gedenken an die Ankunft der Odrauer 1946 in Heidelberg	145
<b>Ein Schlußwort</b>	151
<b>Anhang</b>	153
Siegel der Stadt Odrau	
Einige historische Daten	
Das Potsdamer Abkommen	
Auszug aus den Benes-Dekreten	
Die zehn Transporte aus Odrau	
Stadt und Gerichtsbezirk Odrau im Jahre 1900	
Plan der Stadt Odrau	
Bilder	
<b>Verzeichnis der Verfasser</b>	167

## Vorwort

Unsere „Erinnerungen an Odrau“ entstanden im Jahr 1999. Viele Odrauer haben sie gelesen und sich darin wiedergefunden. Sie bewahren sie als ein Stück Heimat. Danach wurde ich wiederholt gebeten, eine Ergänzung zu ermöglichen. Mancher Odrauer war erst nach dem Erscheinen des Buches auf diese Sammlung von Berichten aufmerksam geworden und hätte auch gerne Erlebnisse, die er für berichtenswert hielt, niedergeschrieben. So entstand diese Fortsetzung als zweiter Band der „Erinnerungen an Odrau“.

Ich wiederhole, was ich schon im Vorwort zu unseren „Erinnerungen“ geschrieben hatte: Auch dieses Buch erhebt nicht den Anspruch einer wissenschaftlich fundierten Chronik. Keiner von uns ist Schriftsteller oder Historiker. Wir wollen berichten, was geschah. Unsere Nachkommen und andere können darin nachlesen, woher wir kamen, unter welchen Umständen wir aus unserer Heimat vertrieben wurden und wie wir hier eine neue gute Heimat fanden. Alle Verfasser haben mit ihrer Unterschrift bestätigt, daß ihre Berichte nach ihrer Erinnerung in allen Details den Tatsachen entsprechen und daß sie mit der Veröffentlichung einverstanden sind. Auch wenn die Erinnerung des einzelnen Verfassers möglicherweise nach so langer Zeit nicht mehr vollständig sein sollte, so vermittelt die Summe der vielen Berichte doch ein geschlossenes und richtiges Bild.

Ich danke allen, die an diesem Band mitgewirkt haben, sei es durch einen Bericht oder durch Hinweise. Ich freue mich, daß die ehemaligen Bewohner der Stadt und des Gerichtsbezirks Odrau noch nach so langer Zeit zu einer derartigen Gemeinschaftsleistung fähig und bereit waren. Ich wünsche, daß auch dieser Band unserer „Erinnerungen“ gut aufgenommen wird und hilft, die damaligen Ereignisse, unsere Generation und unsere Verhaltensweise besser zu verstehen.

Walther Mann

Darmstadt, im Mai 2002.



Walther Mann:

## Reaktionen auf unsere „Erinnerungen an Odrau“

Als unsere „Erinnerungen an Odrau“ erschienen, hörte ich viele zustimmende Kommentare. Die Odrauer erkannten sich darin wieder, auch diejenigen, die nicht selbst Beiträge geschrieben hatten. „Ja, so war es!“, war oft zu hören. Immer wieder wurde gesagt, wie stark beim Lesen der Berichte die eigenen Erinnerungen wieder wach wurden und wie gut man es findet, daß die damaligen Erlebnisse gesammelt werden und nicht mit uns verloren gehen. Mehrfach wurde bedauert, daß dieses Buch erst jetzt entstanden ist: „Könnte ich doch nur meine Eltern fragen!“ hörte ich oft. Aber dies ist in vielen Fällen nicht mehr möglich. Es war jetzt wohl der letzte Zeitpunkt, noch Äußerungen von Zeitzeugen zu sammeln.

Der Zweite Weltkrieg liegt mehr als ein halbes Jahrhundert zurück. Dennoch hat man den Eindruck, daß die Erinnerungen an die Schrecken des Krieges nicht verblassen, sondern eher stärker werden. Fast täglich werden wir Deutschen mit Tatsachen, Mahnungen und Forderungen konfrontiert, die meistens auf Untaten im Rahmen der unmenschlichen NS-Ideologie zurückgehen. Denken wir an die langen Diskussionen um das Holocaust-Mahnmal in Berlin, oder an die Wehrmachtsausstellung und die Frage, ob sie ein „richtiges“ Bild vermittelt, oder an die erst kürzlich verhandelte Entschädigung für Zwangsarbeiter, an das Buch von Goldhagen, das erneut eine Diskussion um eine Kollektivschuld der Deutschen auslöste, oder an das Buch von Finkelstein über die „Holocaust-Industrie“. Alles Erinnerungen an Untaten, die uns Deutsche schwer belasten. Jedoch wagt kaum jemand, Ereignisse zu erwähnen, bei denen Deutsche die Opfer waren. „Keine Aufrechnung!“ ist die übliche abwehrende Reaktion.

Das bekam auch ich in einem Fall zu hören. „Das Zusammenwachsen muß unser Ziel sein, nicht die Aufrechnung!“ schrieb mir ein guter Freund als Warnung. Unser Buch konnte also auch mißverstanden werden. Keiner von uns hat eine „Aufrechnung“ beabsichtigt. Uns allen ist bewußt, welche Untaten unser Volk belasten. Wir wissen, daß Deutschland den Krieg begonnen und auf „totale“ Weise geführt hat. Wir wissen, was sich hinter dem Begriff „Auschwitz“ verbirgt, wie sehr auch das tschechische Volk durch das „Protectorat Böhmen und Mähren“ gedemütigt wurden und was in Lidice und in Theresienstadt geschah. Dagegen wollen und können wir

nicht aufrechnen, und niemand von uns will Unfrieden stiften. Wir alle sind dankbar, daß es uns vergönnt war, nach der schrecklichen Zeit wieder Fuß zu fassen und hier in Deutschland eine gute neue Heimat zu finden.

Natürlich kann man die Frage stellen, ob es richtig ist, jene Zeit in Berichten von Zeitzeugen festzuhalten. Und natürlich kann man der Meinung sein, daß es besser wäre, mit den Menschen auch ihre bösen Erinnerungen zu begraben. Bewältigung der Vergangenheit durch Vergessen also. Es muß wohl jedem selbst überlassen bleiben, wie er mit seiner Vergangenheit umgeht. Je nach Lebenserfahrung, Veranlagung und Einstellung wird der eine schweigen und versuchen zu vergessen, der andere wird sich seine Erinnerungen „von der Seele schreiben“. Die Autoren unserer Berichte haben sich für das Schreiben entschieden.

Sicher ist auch von Bedeutung, daß die Generation der heute noch lebenden Zeitzeugen damals zum größten Teil Kinder waren, die schon wegen ihrer Jugend nicht an deutschen Verbrechen beteiligt sein konnten. Ich war 8 Jahre alt, als der Krieg begann, und 13 Jahre, als er endete. Meine Generation war ausschließlich Opfer, schon während des Krieges, erst recht in der Schreckenszeit danach unter tschechischer Herrschaft, dann bei der Vertreibung, und immer noch später, als wir hungerten und die Trümmer beseitigen mußten, und wir sind bis heute Opfer geblieben, wenn wir als Deutsche für die Untaten einstehen müssen, die von unserem Volk zu vertreten sind. Sollen wir schweigen? Um zu vermeiden, daß wir in den Verdacht der Aufrechnung kommen? Nein, das müssen wir nicht, wenn wir uns an die Tatsachen halten und sie in angemessener Form darstellen. Darum haben wir uns in unseren „Erinnerungen“ bemüht. Die meisten von uns sind erleichtert und zufrieden, daß es gelang, dieses Buch noch fertigzustellen.

Der deutsche Nobelpreisträger Günter Grass schrieb am 4.10.2000 im Feuilleton der FAZ einen Artikel „Ich erinnere mich“. Am Ende schreibt er, selbst ein Heimatvertriebener aus Ostpreußen, auch über „Das Leid der Vertreibung“. Er stellt fest: „Merkwürdig und beunruhigend mutet dabei an, wie spät und immer noch zögerlich an die Leiden erinnert wird, die während des Krieges den Deutschen zugefügt wurden.“ Und er fährt fort: „Ein Unrecht verdrängte das andere. Es verbot sich, das eine mit dem anderen zu vergleichen oder gar aufzurechnen“. Er selbst hat darüber geschrieben, zwar spät, aber doch und erschütternd. Er kommt zu dem Ergebnis: „So reden wir in der Erinnerung mit Lebenden und Gestorbenen. Indem man sich an uns erinnern wird, werden wir überleben. Das Vergessen jedoch besiegelt den Tod.“ Wir hätten es nicht so treffend ausdrücken können, aber so empfunden haben es wohl viele von uns.

## **Berichte**

### **Teil 1: Odrau im Krieg und danach**

Ernst Habiger:

#### **Meine „Erinnerungen an Odrau“**

Die modernste Technik machte es möglich. Im Internet entdeckte ich per Zufall Buch und Herausgeber des obigen Titels, und einige Minuten später war ich - nach sage und schreibe 57 Jahren, denn in Odrau waren wir Nachbarskinder - in Kontakt mit dem Herausgeber und bald auch im Besitz eines Buchexemplars.

Viele Namen, Orte, Begebenheiten und damit verbundene fröhliche und schmerzliche Kindheitserinnerungen tauchten beim Lesen aus dem Nebel der Vergangenheit auf: das kleine Häuschen meiner Eltern am Bahnsteig, das ich bei meinen Besuchen in Odrau 1959 und 1992 in einem unglaublich verwahrlosten Zustand vorfand, meine Eltern selbst, die ich sehr früh, bereits vor mehr als fünfzig Jahren verlor, unsere schönen Schulen in Odrau und Neutitschein, wo wir die ersten tastenden Schritte ins Leben taten, die Bimmelbahn, die unser Trio Helmut Willert, Udo Moser - alle Jahrgang 1932, der Himmel weiß, wo sie geblieben sind - und mich über Mankendorf und Zauchtel täglich zur Oberschule brachte, unsere Spielplätze an der Oder, ein Rinnsal im Sommer, aber ein gefährlich reißender Fluß bei der Schneeschmelze im Frühjahr, der Eislaufplatz, unser Tummelplatz im Winter, der Taschenberg, wo die Segelflieger zuhause waren, das schöne Freibad, in dem ich mich freigeschwommen habe, der

Felsenkeller und die Pochhütte, die häufig frequentierten sonntäglichen Ausflugsziele, die Ziegelei an der Fulneker Straße, die zum Ende des Krieges eine Panzerwerkstatt beherbergte, und schließlich der Stadtplatz in Odrau, wo wir als Kinder Murmeln gespielt haben, wo es vor dem Krieg die Wochenmärkte gab, wo man für einpaar Heller türkischen Honig oder eine Tüte herrlich schmeckender Weißkirchner Gemüsegurken bekam, und wo wir schließlich im Oktober 1938 in kindlicher Naivität Hakenkreuzfähnchen schwenkten, die man uns in die Hand gedrückt hatte, und wir in den Jubel der Erwachsenen - die es eigentlich besser hätten wissen müssen - einstimmten, um die Deutsche Wehrmacht, unsere „Befreier“, zu begrüßen. Freilich damals ahnungslos darüber, daß das Schauspiel, das vor uns ablief, das Ergebnis am vorläufigen Ende einer zwei Jahrzehnte währenden Wirkungskette war, an deren Anfang 1918/19 in den Nachkriegswirren des ersten Weltkriegs skrupellose, hinterwäldlerisch nationalistische, „Schweizer Verhältnisse“ versprechende, selbst fast einer Minderheit im neuen Staatsgebilde „Tschechoslowakei“ zugehörige Politiker ans Ruder kamen. Nachdem Jahrhunderte lang Ungarn, Österreicher, Tschechen, Slowaken und viele andere Minderheiten im Habsburger Vielvölkerstaat relativ friedlich zusammengelebt hatten, begannen sie das verderbliche nationalistische Spiel mit den im Staate vorhandenen Minderheiten, insbesondere den Sudetendeutschen. Das heißt: Überfremdung der Wirtschaft, rüde Zurückdrängung der deutschen Nationalkultur, verbunden mit einer massiven Verdrängung aus dem öffentlichen Dienst. Kein Wunder also, daß dies manche Sudetendeutsche in die Arme des Demagogen Hitler trieb. Ein Spiel, das überall auf der Welt immer dort getrieben wird, wo sich Machtgier, Arroganz und Ignoranz zu Triebkräften des politischen Geschehens verbinden.

Blieb Odrau als Kleinstadt während des Krieges relativ ungeschoren, fast eine friedliche Oase, wo zwar oft Bomberschwärme in großer Höhe ungestört darüber hinwegzogen, da und dort eine Bombe fiel, ohne großen Schaden anzurichten, und ab und zu ein Luftkampf mit verheerenden Folgen für die weit unterlegene deutsche Luftwaffe stattfand, so näherte sich das Kriegsgeschehen im Frühjahr 1945 mit vehementer Wucht. Spürbar zunächst nachts an den rasselnd vibrierenden Fensterscheiben, ausgelöst durch das pausenlose Trommelfeuer an der noch 40 bis 50 km entfernten Front. Gleichzeitig erkennbar wurden auch die ersten Auflösungserscheinungen, die einen selbst als Kind nachdenklich zu stimmen begannen, da sie so garnicht in das von der Nazipropaganda nach wie vor verbreitete sieghafte Bild von der deutschen Wehrmacht paßten. So erinnere ich mich beispielsweise des in großen weißen Lettern an einen Güterzug gepinselten

Spruchs, gemünzt auf den Volkssturm: „Die alten Affen sind die neuen Waffen“. Auch erlebte ich, wie ein deutscher Soldat eine Hakenkreuzfahne als Handtuch benutzte. Gewissermaßen entschuldigend meinte er zu uns Kindern, die wir um ihn herum standen: „Das ist unser Flieger-Erkennungszeichen, aber deutsche Flugzeuge gibt's sowieso nicht mehr, und der Krieg ist bald vorbei“. Aus der weiteren Unterhaltung klingt mir noch der Wortfetzen im Ohr: „ . . . und ihr kommt wieder zur Tschechei“. Daß er recht hatte, und was dies für uns Sudetendeutsche bedeuten sollte, wurde mir einpaar Wochen später drastisch fürs Leben eingeprägt.

Zunächst jedoch fuhren wir, d.h. meine Eltern und ich, im April 1945 mit einem Post-LKW zu meinen Großeltern aufs Land in ein kleines Dorf in der Nähe von Landskron im Schönhengstgau, in der trügerischen Hoffnung, dem Kriegsgeschehen zu entgehen. Von dort aus waren wir, als die Front immer näher rückte, zwei oder drei Wochen, genau weiß ich es nicht mehr, mit einem Flüchtlingstreck unterwegs, wurden von der Front überrollt und hatten dann, dem tschechischen Mob wehrlos ausgesetzt, all die fürchterlichen und deprimierenden Erlebnisse, wie sie auch die meisten Odrauer erfahren haben. Schließlich kamen wir bar aller Habe nach einer abenteuerlichen Odyssee wieder zu meinen Großeltern zurück. Bestätigen kann ich, was aus verschiedenen anderen Berichten in diesem Buch hervorgeht, daß es in den marodierenden tschechischen Banden hin und wieder auch Leute mit menschlichen Regungen gab, und auch, daß verschiedentlich Russen, die wirklich Grund gehabt hätten, die Deutschen zu hassen, uns vor den Übergriffen eines pervertierten Mobs in Schutz genommen haben. So verdanke ich einem unbekanntem Tschechen mein Leben, denn mein Vater und ich waren am 16. Mai 1945 in das bekannte, an verschiedenen Stellen dokumentierte Massaker von Landskron geraten. Was wir dort auf dem Stadtplatz im Laufe eines Tages erlebt haben, so etwas kann man nach Jahren vielleicht verdrängen, nie aber vergessen. Ich werde die markerschütternden Schreie der zu Tode Gefolterten, die Salven der Mörder aus den Maschinenpistolen, die jeweils ein Menschenleben auslöschten, und die eigene Todesangst nie vergessen - ich kam als einziger Junge davon, die anderen, die ein, zwei Jahre älter als ich waren, wurden als „Hitlerjungen“ vor meinen Augen in den tiefen Brunnen-schacht vor dem Rathaus geworfen und darin erschossen bzw. ertränkt. Ich verzichte hier bewußt auf die Schilderung weiterer bestialischer Details. Man muß so etwas erlebt haben, um vollinhaltlich zu begreifen, welche ungeheuerliche Verhöhnung es für die Sudetendeutschen im allgemeinen und für Zehntausende von brutal hingemordeten Opfern im speziellen bedeutet, wenn heute amtierende tschechische Politiker im Gerangel um

die EU-Mitgliedschaft sich ernsthaft mit dem Gedanken tragen, eine Person, die als tschechische Symbolfigur für die damals geschehenen Verbrechen gegen die Menschlichkeit steht, posthum mit einem Orden zu dekorieren, weil dieser Mensch - man höre - „vielen Deutschen das Leben gerettet und ihnen Leid erspart habe!“ (FAZ vom 27. März 2002).

In den Monaten Juni bis August 1945 lebte ich zusammen mit meinen Eltern bei meinen Großeltern auf deren kleinen Bauernhof, der uns das zum Überleben Notwendige bot. Gegen tschechische Übergriffe waren wir einigermaßen geschützt durch zwei russische Soldaten, die mit ihrem uralten Ford-LKW in der Scheune einige Zeit bei uns in Einquartierung lagen. Zwei gutmütige Burschen, die ich nicht in schlechter Erinnerung habe. Als sie abzogen, wollte mir der eine unbedingt einen großen Reiter-säbel schenken. Ich konnte ihn nur mit Mühe davon überzeugen, daß uns das alle zusammen das Leben kosten könnte, würden die Tschechen ein solches Requisite bei uns finden.

Eines Tages Ende Mai 45 wurden alle männlichen Bewohner zwischen 16 und 60 auf den Dorfplatz befohlen und von dort mit russischen Lastwagen abtransportiert. Niemand wußte, wohin. Nach zwei Wochen kam mein Vater völlig abgerissen, verlaust und halb verhungert wieder. Die Russen hatten ihn nach Hause geschickt, da er nicht bei der Wehrmacht und auch nicht beim Volkssturm gewesen war. Von den anderen hat man, soweit mir bekannt ist, nie wieder etwas gehört.

Bald begann dann auch die praktische Umsetzung der Benes-Dekrete. Das heißt, wie in einem Immobilien-Freilandshop gingen Interessenten, meistens tschechische Landarbeiter, besichtigend von Haus zu Haus. Hatten sie etwas Passendes gefunden, lag es völlig in ihrem Ermessen, die deutschen Besitzer von ihrem oft seit vielen Generationen bewirtschafteten Grund und Boden zu vertreiben und ihnen zum Packen eine halbe Stunde, zwei Stunden oder ganz großzügig vielleicht sogar einen Tag zuzubilligen. Denn schließlich waren die Deutschen entsprechend den Benes-Dekreten ja völlig rechtlos und vogelfrei. Auf diese Weise verloren auch meine Großeltern Haus und Hof. Ich wurde zusammen mit meinen Eltern in ein kleines Dorf in der Nähe von Pardubitz verschleppt, wo wir ca. ein Jahr als Landarbeiter bei einem tschechischen Großbauern ohne Lohn tätig waren. Die Bedingungen der deutschen Zwangsarbeiter waren sehr unterschiedlich. Wir hatten es noch einigermaßen glimpflich getroffen, waren halbwegs ordentlich untergebracht und wurden ausreichend gepflegt. Eine erbärmliche Haßtirade ist mir allerdings noch gut in Erinnerung. Eines Tages bekam ich fürchterliche Zahnschmerzen. Der Bauer brachte mich in die nächste Stadt zu einem Zahnarzt, vielmehr zu einer Zahnärztin, einer

etwa vierzig-jährigen Frau, die mich haßerfüllt anstarrte, dann den Bohrer ansetzte und in gebrochenem Deutsch folgenden Begleitkommentar von sich gab: „No, wie hat Führer gesagt muß deutsche Jugend sein: Zäh wie Leder, flink wie Reh und hart wie Kruppstahl.“ Dann bohrte sie drauflos.... Ich war damals dreizehn. Nun, ich habe auch diese Vulgarität überstanden. Einem Onkel von mir wurde allerdings weit übler mitgespielt. Um den bei Schwerstarbeit täglich zu erduldenen Drangsalierungen zu entgehen, zog er sich eines Tages einen verdreckten Arbeitsanzug an, schulterte eine Heugabel und einen Rechen und entkam, stets bei Tage marschierend, zu Fuß über die weit über hundert km entfernte österreichische Grenze. Es hätte ihn leicht das Leben kosten können, hätte man ihn erwischt.

Im September 1946 erfolgte dann schließlich auch unsere Aussiedlung nach Deutschland unter den bekannten deprimierenden Bedingungen in Viehwaggons, belegt mit jeweils 40 Personen mit insgesamt 50 kg Gepäck, von dem fast die Hälfte noch Plünderungen zum Opfer fiel.

Erschütternd für mich ist, wie man leider im Laufe des Lebens erkennen mußte, daß die Ereignisse, die speziell uns in der Nachkriegszeit betroffen, aufgewühlt und geprägt haben, gar nichts besonderes, sondern anscheinend ganz natürliche Begleiterscheinungen des menschlichen Daseins sind. Die Gegenwart liefert hierzu genügend Beispiele. Überall wiederholen sich seit Urzeiten die gleichen Vorgänge mit steigender Brutalität, und kein Mensch, schon garnicht die Mächtigen dieser Erde, sind bereit, auch nur ein Quäntchen aus der Geschichte zu lernen. Jedenfalls ist davon nichts zu bemerken. Eine durch Wissenschaft und Technik in ihrer Leistungsfähigkeit ins Unermeßliche entwickelte Zivilisationsmaschine wird zu Lasten der Allgemeinheit wie in grauen Vorzeiten durch gleiche, eher noch schlimmere Charaktere bedient. Wollte jemand ernsthaft diesen Teufelskreis durchbrechen, müßte er selbst zum Ungeheuer werden. Bleibt letztlich für uns nur zu hoffen, daß das Schicksal den Kindern und Enkelkindern unsere bitteren Erfahrungen erspart.

Hervé LEFEBVRE de LATTRE, Comte d'Entremonts:

## Mutters Erbe

Vielleicht können Sie sich noch an jenes nette Mädchen in der Konditorei Scheftschik nahe der Kirche in Odrau erinnern. Im Sommer konnte man sie zusammen mit ihrem Vetter Erich Scheftschik im Schwimmbad sehen, wo die beiden Eis und Kuchen verkauften; im Winter die gleiche Tätigkeit am Eislaufplatz. Und manchen Sonntag war sie mit dem Fahrrad unterwegs, um Kuchen auszuliefern. Später, als die Kindheit vergangen war, arbeitete sie als Korrektorin in der Buchdruckerei Koch. Sie hieß Wilhelmine Marek, für Klassenkameraden war sie „Wilma“. Sie war meine Mutter.

Ich selbst bin 43 Jahre alt, verheiratet, und habe zwei Kinder. Marie ist dreieinhalb Jahre alt, Charles 18 Monate. Obwohl ich die französische Staatsangehörigkeit besitze, fühle ich mich auch als Kuhländler, da meine Mutter in Fulnek geboren wurde und ab ihrem dritten Lebensjahr in Odrau lebte. Sie hat mir oft und anschaulich von ihrer Heimat erzählt. Als ich die „Erinnerungen an Odrau“ las, erkannte ich vieles wieder. So will ich im Gedenken an meine Mutter einiges aufschreiben, was mir aus ihren Erzählungen in Erinnerung geblieben ist.

Meine Mutter wurde 1923 in Fulnek geboren. Ihr Vater, ein Weber, starb bald darauf an Lungenentzündung. Seine Frau, durch Schmerz und Trauer geschwächt, folgte ihm bald. So war meine Mutter mit drei Jahren bereits ein Waisenkind. Ihre Tante Maria (Mitzi) Baier nahm sie auf. Sie war mit dem Konditormeister Alois Scheftschik verheiratet. Die beiden führten eine Konditorei in der Schulgasse in Odrau. Ihre beiden Söhne, Alois und Erich, geboren 1916 und 1926, wuchsen wie Geschwister mit meiner Mutter auf.

Ihren Onkel sah sie wie ihren richtigen Vater an, sagte auch immer „Vater“ zu ihm. Er war 1890 geboren und hatte seine Lehrzeit als Zuckerbäcker im weltberühmten „Hotel Impérial“ in Wien verbracht. Während des ersten Weltkriegs hatte er bei den Gebirgsjägern an der italienischen Front gedient, in den Dolomiten in der Nähe von Udine. Mit Tapferkeitsmedaillen ausgezeichnet, aber vom Sturz der Monarchie enttäuscht, kehrte er nach dem Krieg in die Heimat zurück. Die Gründung der CSR war für ihn eine sinnlose Wunde. Als die neue Regierung neue Papiere und Pässe ausgab, ging er ins Rathaus und sagte, er hätte schon Papiere mit dem

Doppeladler und werde niemals andere brauchen. In seiner Konditorei konnte man weiter die „Wiener Illustrierte“ oder die „Kronen-Zeitung“ lesen. Und an der Treppe zum Speicher blieb das Bild des Kaisers Franz-Josef hängen. In seinem Innern blieb er Österreicher bis zu seinem Tod im Jahr 1938.

Im Haushalt und in der Konditorei war viel zu tun. Jeden Morgen kam Hilfe aus Neumark: Großmutter Baier von der Rosengasse kümmerte sich um die beiden Kleinen. Bei Geschäftsgängen nahm sie Wilma und Erich mit sich, und manchmal gab es etwas Wurst und Gurken für einpaar Heller oder Kronen. Wie alle Großmütter machte sie lange Spaziergänge mit den Kindern am Mühlgraben, zum Felsenkeller oder zum Millichberg, heilte Wehwehchen mit einer aufgelegten alten Kreuzermünze und vielen Küßchen, erzählte von der Vergangenheit, als „die Welt noch in Ordnung“ war und die Bürger der Stadt am Korso entlang hin und her wandelten.

Sie war humorvoll und hatte stets ein Stichwort für außergewöhnliche Lagen bereit. So auch am 10. Oktober 1938 beim Einzug der deutschen Wehrmacht in Odrau. Die ganze Familie war auf dem Stadtplatz. Nach langem Jubel kam eine feierliche Minute, als die deutsche Nationalhymne gespielt wurde. Ganz aufgeregt vor Freude sang Großmutter Baier: „Gott beschütze Franz den Kaiser, unser'n guten Kaiser Franz!“ Erstaunt blickte Frau Scheftschik zu ihrer Mutter und sagte: „Omi, so geht's aber nicht!“ - „Wieso“, antwortete sie, „wir haben ja nun einen neuen Kaiser, der ist doch auch Österreicher!“

Bald war Krieg. Vetter Alois hatte gerade drei Jahre Wehrpflicht in der tschechischen Kavallerie hinter sich und wurde wenige Wochen später wieder einberufen, diesmal zur Wehrmacht. Dienst ist Dienst! Auch meine Mutter wurde in die Pflicht genommen. Zum Dienstjahr wurde sie ins Haupt-Telegrafenamnt nach Berlin einberufen. Von Oktober 1943 bis Ende 1944 lebte sie wie eine junge Berlinerin. Am Tag Dienst im Gebäude der Hauptpost, in der Nacht während der Bomberangriffe im Luftschutzkeller, wenn möglich auch Oper, Theater und ein Bad im Wannsee. Als Wilma heimkehrte, mußte ihr Vetter Erich gerade weg zur Front nach Frankreich als Leutnant der Luftwaffe. Es war eine schlimme Zeit.

Als die russischen Truppen einmarschierten, versuchte sie zu fliehen. Der erste Versuch mißlang. Mit ihrer Großmutter stand sie im Wartesaal des Bahnhofs, als ein russischer Soldat kam. Sie sah sein Gesicht, voller Pockennarben, beide Handgelenke mit drei oder vier Uhren geschmückt, betrunken. Er sah sie und winkte ihr. Sie wußte, was das bedeutete, und fiel vor Angst und Schreck in Ohnmacht. Als sie aufwachte, war der Soldat

neben ihr und versuchte gerade, ihr eine große Tasse Wodka einzuzulassen. Dann ging er mit seinen Kameraden weiter.

Der zweite Fluchtversuch gelang. 600 km zu Fuß, in langem Treck. Meine Mutter konnte davon kaum etwas erzählen. Erst jetzt verstehe ich, was sie nicht erzählen wollte oder, besser, nicht erzählen konnte. Zig-mal hat sie damit angefangen, nie kam sie bis zum Ende. Von den Russen hartnäckig verfolgt, von Bauern mit Knüppeln und Hunden weggejagt, so kam sie von Odrau bis Lindau am Bodensee. Warum gerade Lindau? Sie hatte in Odrau im Krankenhaus einen jungen Leutnant kennengelernt. Er hatte ihr die Adresse seiner Eltern in Lindau gegeben. Dort hoffte sie auf Schutz.

Verhungert wurde sie aufgenommen. Aber auch in Lindau herrschte Mangel, sie konnte nur einpaar Monate bleiben. Um Lebensmittelkarten zu bekommen, arbeitete sie in einer Torfgrube. Sie mußte barfuß arbeiten und verletzte sich am linken Fuß. Die Entzündung verstärkte sich von Tag zu Tag, eine Amputation des Fußes drohte. Schließlich brachte man sie ins französische Militärkrankenhaus, wo man sie mit Antibiotika behandelte und heilte.

Zu dieser Zeit war mein Vater Hauptmann im 152. Infanterie-Regiment in der 1. Französischen Armee unter dem Befehl von General Jean de Lattre. Er war 23 Jahre älter als meine Mutter. In seinen Armen fand sie, die schon zweimal Familie, Haus und Heimat verloren hatte, Asyl, Schutz und Liebe. Als sie 1948 heirateten, wurde aus dem Flüchtlingsmädchen Wilma die Comtesse Lefebvre de Lattre.

Als Offizier wurde mein Vater öfters versetzt. 1958 wurde ich im Schwarzwald geboren. Bis 1965 lebte ich in Trier, wo mein Vater Direktor des Offizierskasinos war. Dort verlebte ich meine schönsten Kinderjahre und zerriß als ABC-Schütze meine ersten Hosen auf den Bänken der Französischen Schule. Meine Eltern erzogen mich zweisprachig.

1965 trat mein Vater in den Ruhestand. Wir mußten umziehen, zurück nach Frankreich. Meine Eltern hatten eine kleine Ferienwohnung in Royan, nahe La Rochelle an der Atlantikküste. Mein Vater konnte den Ruhestand nicht lange genießen, bereits nach einem Jahr starb er nach einem Herzinfarkt. Wieder stand meine Mutter alleine da.

Als Witwe zog sie mich, ihren Buben, ganz alleine auf. Ich erinnere mich, wie sie oft von Odrau sprach. Wenn die Weihnachtszeit kam oder Schnee fiel, oder wenn der Frühling begann, fing sie immer an: „Bei uns in Odrau . . .“, und dann erzählte sie stundenlang. Mit geschlossenen Augen konnte ich beim „Urban“ entlang gehen, Schloß, Milichberg, Felsenkeller, Oderufer, Schützenfest und Schützenkönig sind mir aus ihren Erzählungen bekannt, als hätte ich selbst da gelebt. Im Alltag hörte ich oft „da hätte Omi

gesagt . . .“, und manchmal sprach sie beim Frühstück: „Das war schön heute Nacht, ich hab von meiner Stadt geträumt . . .“. Und manchmal fing sie an zu singen: „O, du liebes Oderstadle, bist du auch still und klein . . .“.

Mutti ist 1997 an Brustfellkrebs gestorben. Meine Kinder, ihre Enkelkinder, hat sie nicht mehr erlebt. Schade, sie hätte ihre Freude an ihnen gehabt. Da sie nicht mehr da ist, bin ich jetzt an der Reihe und muß die Tradition fortsetzen. Deshalb haben mich die „Erinnerungen an Odrau“ so stark berührt. Ich bin froh, daß ich bei meiner Suche nach meinen Wurzeln auf sie gestoßen bin, sie vermitteln auch mir ein Stück Heimat. Zu einem Viertel sind auch meine Kinder Kuhländler. Halb Deutscher, halb Franzose habe ich zwei Erbteile zu übernehmen. Verstehe das, wer kann: In Frankreich fühle ich mich wie ein Deutscher, und in Deutschland wie ein Franzose. Aber als Odrauer fühle ich mich immer, in meinem Herzen.

Herta Sedlacek geb. Stach:

## **Das Kriegsende rettete uns**

Aus Anlaß der Veröffentlichung der Geschehnisse in Odrau vor 58 Jahren wurde ich als Beteiligte angesprochen, über diese Erlebnisse einige Zeilen niederzuschreiben. Trotz der langen Zeit, die inzwischen verflossen ist, kann man nicht ganz vergessen, daß die Kriegszeit vielen Menschen tiefe Wunden hinterlassen hat, egal, welcher Volksschicht sie angehörten. Deshalb habe ich eingewilligt, von der Kehrseite anderer Beiträge zu dem zweiten Buch „Erinnerungen an Odrau“ zu schreiben.

Gleich eine Woche nach dem Einmarsch der deutschen Armee in Odrau im Oktober 1938 wurde meine Mutter mit einigen anderen verhaftet und nach 6 Wochen Inhaftierung wieder entlassen. Es war die erste Warnung, sich so schnell wie möglich dem neuen Regime unterzuordnen. Nicht jeder ist jedoch imstande, den Mantel von heute auf morgen umzudrehen. Meine Mutter wurde deshalb dadurch gestraft, daß man ihr keine Arbeitsmöglichkeit gab. Erst nach dem Aufruf zum Totaleinsatz wurde sie wieder in die

Optimitwerke aufgenommen. Im Jahr 1941 kam es zur zweiten Verhaftung, diesmal traf es auch meinen Vater. Da aber keine Strafsachen vorlagen, dauerte die Haft in Troppau nur 14 Tage. Wollte man dadurch beweisen, daß man vogelfrei war und jederzeit hinter Gittern landen konnte? Auf alle Fälle führte es nicht dazu, dem Regime seine Sympathie zu erweisen. Nicht nur politische, aber auch menschliche Überzeugung trugen dazu bei, daß man mit den Kriegsgefangenen, ob russische oder englische, sowie mit den 30 Zwangsarbeiterinnen aus der Ukraine Mitgefühl aufbrachte. Ein Stückchen überreichtes Brot wurde schon mit einem dankbaren Lächeln belohnt.

Am 22. Mai 1944 wurde mein Vater mit fast 50 Jahren zur Kriegsmarine einberufen. Danach setzte meine Mutter die Zusammenarbeit mit den russischen Kriegsgefangenen fort und half ihnen. Man konnte nicht ahnen, daß diese sich nach Flucht und erneuter Gefangennahme durch Verrat freikaufen würden. So kam es zur Verhaftung von mehreren Odrauern, die sich an der Unterstützung beteiligt hatten. Das Neutitscheiner Gefängnis wurde zu unserem weiteren Wohnsitz. Dort verstarb meine Mutter nach vielen Qualen am 13. Januar 1945, wahrscheinlich durch Freitod. Ein weiterer Angeklagter verübte Selbstmord. Im Februar 1945 wurden die übrigen Personen des bevorstehenden Prozesses nach Bayern evakuiert. Da die Angeklagten in verschiedene Richtungen verstreut waren, der Prozeß aber beim Obersten Volksgerichtshof in Berlin vollzogen werden sollte, kam es zu keiner Zusammenführung oder Verurteilung der Beteiligten mehr. Mein Vater war in der Zwischenzeit, nämlich am 10. Oktober 1944, ins Kieler Kriegsmarinegefängnis eingeliefert worden, aus dem er erst am 2. Mai 1945 bei der Besetzung durch die englische Armee frei kam. Da er keine Papiere besaß, die den Grund seiner Inhaftierung beweisen konnten, kam er als deutscher Kriegsgefangener auf die Insel Fehmarn. Im März 46 kehrte er in die Heimat zurück. Auch meine 72-jährige Großmutter und meine Tante erlebten die Heimkehr aus Bayern nach Odrau. Wir entgingen dem dramatischen Ende durch den Kriegsschluß. Viele Menschen hatten nicht dieses Glück.

Den weiteren Weg des Lebens konnte nicht jeder beeinflussen oder wählen. Jeder aber mußte die guten oder schlechten Folgen der Kriegsergebnisse tragen. Wir können nur wünschen, daß es nie mehr zu so einem Massensterben von Millionen Menschen kommt. Aber die Realität läßt befürchten, daß die Menschen ihren Verstand nicht nur zum Nutzen der Menschheit verwenden und immer neue Verbrechen ausdenken. Wünschen wir unseren Nachkommen ein Leben in Frieden, Freiheit und Geborgenheit.

Bericht:

## **Das Schicksal der Tschechen 1938**

Die Tschechen, die nach etwa 1919 hierher nach Odrau kamen, um gute Posten zu besetzen, z.B. das Postamt, die Polizei, den Bahnhofsvorstand usw., zogen Ende September 1938, noch vor der deutschen Besetzung, wieder in ihre Heimat im Inland ab. Diese Besetzung war legal und von der damaligen tschechischen Regierung gebilligt worden. Da die Besetzung des Sudetenlandes, wie vereinbart, zwischen dem 1. und 10. Oktober 1938 durchgeführt wurde und die deutschen Truppen Odrau erst am 10. Oktober um die Mittagszeit besetzten, hatten die Tschechen genug Zeit, ihr ganzes Hab und Gut aufzuladen und die Reise in ihre Heimatstädte anzutreten, ohne von jemandem in irgendeiner Weise daran gehindert zu werden. Sogar nach dem 10. Oktober gab es eine 14-tägige Frist, während der sich jeder nach seinem Gutdünken diesseits oder jenseits der Grenze des Sudetenlandes niederlassen konnte. Die tschechischen Schulen wurden im September 1938 geschlossen.

Ich lebte hier, konnte alles aus nächster Nähe beobachten und kenne keinen einzigen Fall, in dem es zu Exzessen kam; ganz im Unterschied zu der Zeit nach 1945, als alle Deutschen völlig rechtlos waren. Auch während des Krieges konnten alle hier lebenden Tschechen ungehindert leben. Soweit sie sich nicht politisch betätigten, bekamen sie die gleichen Lebensmittelkarten wie die Deutschen auch; sie konnten ungehindert leben, zum Unterschied von den Deutschen, die einrücken mußten und mit dem Tod rechnen mußten, oft auch fielen.

So kam es, daß sich die meisten Tschechen ab Mai 1945 wie die Stellvertreter des Herrgotts hier fühlten und auch danach handelten, obwohl ihnen während des Krieges kein Haar gekrümmt worden war.

D. S.

Walther Mann:

## Dreimal Heiligabend: 1944, 1945 und 1946

Die Weihnachtszeit ist für uns alle eine Zeit der Besinnung und Freude. Kinder leben in froher Erwartung. Drei aufeinander folgende Weihnachten sind für mich unvergeßlich, so besonders waren sie:

**Weihnachten 1944:** Die Stimmung war gedrückt. Der Krieg dauerte schon länger als 5 Jahre. Die Front rückte von allen Seiten immer näher, und immer weniger war zu verstehen, wie der propagierte „Endsieg“ zu erreichen sein sollte. In unserer Schule in Odrau war ein Feldlazarett eingerichtet. Jeder Transport mit Verwundeten zeigte erneut die Schrecken des Krieges: Abgehärmte, zu Tode erschöpfte Männer, hilflos auf Tragen, durchblutete Verbände, amputierte Gliedmaßen, . . . Dann kam Weihnachten. Die Bevölkerung wurde aufgerufen, am Heiligabend Verwundete in die Familien einzuladen.

Meine Eltern folgten dem Aufruf, und gegen Abend kamen zwei Soldaten, die soweit genesen waren, daß sie das Lazarett verlassen konnten. Beide waren freundliche Familienväter aus dem Rheinland. Sie waren dankbar, daß sie diesen Abend in familiärer Atmosphäre verbringen konnten. Dennoch empfand ich unsere Stimmung als bedrückend. Sie erzählten von ihren Familien, ihren Frauen und Kindern. Aber ihre Wehmut, alleine in der Ferne einem ungewissen Schicksal ausgeliefert zu sein, war spürbar. Wir gaben uns alle Mühe, sangen Weihnachtslieder, musizierten ein wenig, brachten Spiele herbei und unterhielten uns - es blieb bedrückend. Im Rückblick kündigte dieser Abend die kommende Katastrophe an.

**Weihnachten 1945:** Noch am Nachmittag des Weihnachtstages glaubte ich, auch diesen Abend alleine daheim verbringen zu müssen. Mein Vater und meine Mutter waren seit einem halben Jahr im Odrauer Internierungslager, meine 15-jährige Schwester war vom Lager aus zu Zwangsarbeit weit weg ins Ostrauer Kohlrevier verschleppt worden, und ich schlug mich alleine durch, so gut es ging. Tagsüber hatte ich auf einer Baustelle gearbeitet, denn als Deutscher durfte ich nicht zur Schule gehen, und vom Zauber des Weihnachtsfestes war nichts zu spüren. Es herrschte die gleiche Trostlosigkeit und Hoffnungslosigkeit, wie wir sie nun schon seit Monaten ertragen mußten, ausgeliefert dem Terror der neuen tschechischen Herren.

Plötzlich klopfte es an die Haustür und meine Eltern standen davor. Ich konnte es kaum fassen. Das Lager war überraschend geöffnet worden und die deutschen Häftlinge durften für einen Tag heim zu ihren Familien. Und noch ein Wunder geschah: Plötzlich stand auch meine Schwester in der Tür. Es war das erste und einzige Mal, daß sie für kurze Zeit nach Hause durfte. Wir verstanden es nicht. Hatte Weihnachten einen Funken Menschlichkeit selbst in den tschechischen Milizern geweckt? Oder wollten sie diesen Abend nur selbst daheim bei ihren Familien verbringen und deshalb das Lager verlassen? Wir wußten es nicht, es war an diesem Abend auch nicht wichtig. Unsere Familie war für eine kurze Spanne wieder vereint, konnte sich gegenseitig stützen und einwenig Kraft schöpfen für die folgenden Monate. Es wurde ein unvergeßlicher Weihnachtsabend. Bald darauf wurde meine Schwester wieder abgeholt. Auch meine Eltern mußten zurück ins Internierungslager, mein Vater später ins Bezirksgefängnis nach Troppau. Erst Ende Juni 1946 wurden sie endlich freigelassen, um gemeinsam mit dem 3. Transport aus Odrau deportiert zu werden.

**Weihnachten 1946:** Zwei beschlagnahmte Räume einer Wohnung in der Weststadt von Heidelberg standen uns seit einigen Wochen zur Verfügung. Es war armselig, dennoch waren wir glücklich. Durch die Vertreibung hatten wir unseren gesamten Besitz verloren und waren in ein Land, eine Stadt gebracht worden, in der Hunger und Not herrschten. Vom Viehwaggon erst ins Auffanglager in einer Schule, dann mit 30 Odrauern in den Schankraum einer Gaststätte als Zwischenlager, und nach Wochen des Lagerlebens in jene zwei Räume. Wir waren 5 Personen. Trotz aller Not waren wir glücklich: Endlich in Freiheit, kein tschechischer Terror mehr, wir konnten wieder im engsten Rahmen für uns sorgen. Mein Vater hatte einen Arbeitsplatz gefunden, meine Schwester und ich durften wieder zur Schule gehen, und in unserer Freizeit sammelten wir im Wald Brennholz, Beeren und Buchecker. Es war wie ein Geschenk.

Dann kam Weihnachten. Wir besaßen nichts, konnten in der allgemeinen Notlage auch nichts kaufen. Keine Spur eines großen Weihnachtsbaumes mit Kerzen, Ketten und Lametta, wie wir das von daheim gewöhnt waren. Aus dem Wald hatte ich einpaar kleine Tannenäste mitgebracht. Ich bemühte mich, daraus ein Gebilde zu basteln, das einem Bäumchen ähnlich sah. Dann klopfte es an der Tür: Unsere Vermieterin stand davor, wünschte frohe Weihnachten und schenkte uns eine Kerze. Eine Kerze! In meiner kindlichen Naivität richtete ich einen kleinen Spiegel dahinter, um ihren Schein zu verdoppeln. So begingen wir unser erstes Weihnachtsfest in der neuen Heimat. „Freuet Euch!“ So habe ich diese weihnachtliche Losung damals empfunden. Ein neues Leben war uns geschenkt worden.

Helmut Kravagna:

## **Odrau in meiner Erinnerung**

### **Allerheiligen und Allerseelen in Odrau**

Die Festtage Allerheiligen und Allerseelen waren für mich eigentlich keine Tage der Trauer; meine Großmutter starb, als ich 3 Jahre alt war; sie wurde auf dem Odrauer Friedhof beerdigt; ich hatte nur eine ganz schwache Erinnerung an sie.

Aber der besonderen Stimmung dieser Tage konnten auch wir Kinder uns nicht entziehen; sehr viele Odrauer gingen in diesen Tagen auf den Friedhof; sie waren feierlich angezogen, ihre Mienen waren ernst; schweigsam, vielleicht betend, standen sie vor den Gräbern ihrer Verstorbenen. An allen Gräbern wurden Kerzen entzündet. In der früh hereinbrechenden Dunkelheit lag ein festliches Leuchten über dem Friedhof, und das herbstliche Laub der Linden erstrahlte im Widerschein der Kerzen.

Auch wir - unsere Familie - gingen alljährlich zum Gedenken an das Grab meiner Großmutter; oft erzählte uns unser Vater dabei eine kleine Geschichte aus seiner Kindheit ( so um die Jahrhundertwende herum), und von der stillen Tapferkeit seiner Mutter; sie hatte ihren Mann geheiratet, weil er so schön Geige spielen konnte (!) und wurde schon Witwe, bevor mein Vater zur Welt kam. Allein mußte sie dann ihre 4 Kinder großziehen.

Später dann gingen wir immer zusammen auf den Milichberg und blickten hinab auf den Friedhof. In der Dunkelheit strahlten die unzähligen Kerzen und die hell erleuchteten Linden - es war ein unvergeßlicher Anblick und eine feierliche, besinnliche Stimmung, die sich mir für immer tief eingeprägt haben.

Am nächsten Tag gingen wir Kinder auf den Friedhof und sammelten das von den Kerzen herabgelaufene Wachs. Mit diesem Wachs und einpaar Holzstäbchen „zündelten“ wir dann, spielten vergnügt mit dem Feuer - auch das gehörte zu Allerheiligen und Allerseelen.

### **Heimkehr nach Odrau 1945**

Mit 17 Jahren (1944) wurde ich zur deutschen Wehrmacht eingezogen. Ich hatte mich freiwillig gemeldet, auch weil man dann die Waffengattung

wählen konnte, in der man Dienst tun wollte; ich wollte zur Panzertruppe, weil die Soldaten dort so schneidige schwarze Uniformen mit schwarzem Barett trugen. Aus der schwarzen Uniform wurde nichts, und auch aus unserem Sieg wurde nichts - aber das ist eine andere Geschichte.

Im September 1945 kam ich nach Odrau zurück, in der Uniform der deutschen Wehrmacht und mit einer nicht ausgeheilten Verwundung. Mein einziger Besitz war ein Kochgeschirr - es war überlebens-notwendig.

Kaum hatte ich den Bahnhof verlassen, begannen die heimlichen Nachrichtenübermittlungen der Deutschen. Als erstes raunte man mir zu, daß Deutsche nicht auf dem Fußweg, sondern auf der Fahrbahn zu gehen hätten. Gleich darauf erfuhr ich, daß niemand aus meiner Familie mehr in unserer Wohnung sei; meine Mutter war im Odrauer Internierungslager, mein 14-jähriger Bruder Günter leistete Zwangsarbeit in den Kohlegruben von Poruba. Von meinem Vater - auch er war Soldat - fehlte jedes Lebenszeichen. Aber unsere alten Bekannten, das Ehepaar R., zwar auch aus ihrer Wohnung vertrieben, hatten noch ein eigenes Zimmer, dorthin könnte ich gehen. Und ich müßte mich sofort beim Narodny Vibor melden, der mich sicher sofort ins Internierungslager einweisen würde. Meine Mutter erfuhr auf den gleichen dunklen Wegen sofort, daß ihr Sohn - von dem sie seit Kriegsende keine Nachricht mehr hatte - aus dem Krieg zurück nach Odrau gekommen war.

Ich ging also zur Familie R., wo ich nach so langer Zeit wieder einmal satt zu essen und ein Bett zum Schlafen bekam. Ich beschloß, mich erst am übernächsten Tag zu melden. Dann kam die Nachricht, daß an diesem Tag meine Mutter im Arbeitseinsatz in einem zerschossenen Haus in der Bachgasse sein würde, zwar bewacht, aber vielleicht wäre dort ein Wiedersehen möglich.

Und so kam es dann; ich ging zu jenem Haus, wo mich Späher schon von weitem kommen sahen und meine Mutter verständigten. Sie ging in ein leeres Zimmer des Hauses, ihre Arbeitskameradinnen zogen sich einfühlsam zurück, ich kam - und wir fielen uns in die Arme.

## **Wieder in Odrau, nach 1990**

Heute lebe ich schon mehr als 40 Jahre mit meiner Frau in der schönen Stadt Oldenburg im Norden Deutschlands; meine 3 Kinder und 7 Enkelkinder leben in meiner unmittelbarer Nähe, ich bin hier zu Hause.

Und dennoch, wenn ich nach meiner Heimat gefragt werde, nenne ich Kunewald und Odrau, diese zwei lieblichen Orte im Kuhländchen, in denen ich aufgewachsen bin. Schon wenn ich ihre Namen höre oder meine

Gedanken dorthin abschweifen, werden in mir Herz und Sinne berührt, stark und voll Sehnsucht nach dem Land meiner Kindheit.

Seit es möglich ist, fahre ich alle zwei Jahre nach Odrau zurück; ich nehme mir viel Zeit dazu, ich fahre umher und werde nicht müde, wieder die Wege meiner Kindheit zu gehen. Es ist immer wieder eine Heimkehr. Vieles, was schon vergessen schien, kehrt dann in meiner Erinnerung zurück.

Ich stehe vor dem Haus, in dem wir wohnten; hier begann an jedem Morgen der Dauerlauf zum Bahnhof, von dem ich mit meinen Schulfreunden nach Neutitschein zur Schule fuhr. Hier pflegte ich zärtlich meine Kaninchen, deren Namen ich heute noch kenne. Hier hatte ich mein erstes eigenes Zimmer, eine ganz kleine Dachstube nur, aber mein Reich; oft, nachdem ich hier zu Bett gegangen war, stand ich noch einmal auf und trat ans Fenster; vor mir lag das nächtliche Odrau; über dem Pohorschberg ging der Mond auf und ich konnte an so vieles denken, auch an meine ungewisse Zukunft - es war 1942 und Krieg und ich war 16 Jahre alt.

Ich besuche den Eislaufplatz und den Jahnpark und das Freibad und denke an die vielen frohen Stunden dort zurück. Und ich gehe die Wege zu den Bankerln am Wasserwerk, am Milichberg und am Friedhof, wo ich meine erste Liebe erlebt und erlitten habe. -

Heute habe ich in Odrau Freunde gefunden und schöne und offene Gespräche mit ihnen geführt. Wir sind nicht immer der gleichen Meinung; aber ich lerne, die Geschehnisse des letzten Jahrhunderts auch aus der Sicht des tschechischen Volkes ein wenig zu verstehen - so wie auch dort die Einsicht wächst, daß Demütigung und Vertreibung der Deutschen ein unmenschlicher Akt gewesen ist, der mit den ethischen Maßstäben unserer Zeit nicht nachvollziehbar ist.

Olga Jurasky geb. Eberhard:

## Nach achtzehn Jahren: Traurige Gewißheit

Es war die große Liebe. Ich war 17 Jahre alt, als ich 1929 in Odrau beim Schwimmen einen jungen Mann kennenlernte, der seine Ferien in unserer Stadt verbrachte. Es klingt romantisch, aber es war so: Es war Liebe auf den ersten Blick. Vier Tage später verlobten wir uns. Als er zu uns in die Rosengasse kam, um bei meinen Eltern um meine Hand anzuhalten, hörte ich erst genauer, wer er war. Er war 1903 in Lautsch bei Odrau geboren. Später kam er durch berufliche Veränderungen seiner Eltern nach Österreich; er war also Österreicher. In Wien hatte er Geologie, Paläontologie, Mineralogie und Botanik studiert, hatte 1926 promoviert und war 1928 Assistent an der berühmten Bergakademie in Freiberg in Sachsen geworden. Er hieß Karl Jurasky. Ein Jahr später heirateten wir, nämlich am 18. 8. 1930, es war der 100. Geburtstag des österreichischen Kaisers Franz Josef. Nach unserer Hochzeitsreise auf einem Donau-Dampfer folgte ich ihm nach Freiberg. Ich war glücklich.

Oft gingen damals meine Gedanken nach Odrau zurück, zu meinen Eltern, Geschwistern, Freunden. Gerne verbrachte ich meine Ferientage in meiner Heimatstadt. Irgendwie war ich zweigeteilt: War ich in Freiberg, hatte ich Heimweh nach Odrau; und war ich in Odrau, hatte ich Sehnsucht nach meinem Mann in Freiberg. Fast täglich wechselten wir dann Briefe oder Karten, manchen Tag sogar zweimal. Heute noch hüte ich Stapel von Post aus jener Zeit.

In Freiberg erklimm mein Mann die akademische Leiter, wurde Oberassistent, dann Privatdozent, schließlich Professor am Institut für Brennstoff-Geologie. Derweil brachte ich vier Kinder zur Welt, eine Tochter und drei Söhne. Wir waren eine große, glückliche Familie.

Die Schrecken des unseligen Krieges verschonten auch uns nicht. Einmal wurde mein Mann verpiffen, als er sich skeptisch über die politische und militärische Entwicklung äußerte und Bilder von zerstörten deutschen Städten zeigte. Wegen Wehrkraftzersetzung verlor er im Januar 1945 seine Lehrbefugnis, wurde aus der Partei ausgeschlossen und mußte als Fachmann für künstliche Treib- und Brennstoffe arbeiten. Am 20.4.45 holte man ihn zum Volkssturm, um Freiberg gegen die Rote Armee zu verteidigen. Am Abend des 6. Mai schlich er heim zu uns, am nächsten Vormittag

standen russische Panzer vor unserem Haus. Die Russen holten ihn aus dem Keller, in dem wir uns verkrochen hatten, setzten ihn auf einen Panzer und fuhren in Richtung Stadtzentrum. Ich sah meinen Mann nicht wieder.

All meine Mühe, das Schicksal meines Mannes zu klären, war erfolglos. Verwaltung, Rotes Kreuz, Suchdienste, Nachbarn - niemand konnte mir etwas sagen. Wir vermuteten, daß er in einem Schweigelager in Rußland schmachtete. So stand ich allein mit meinen vier Kindern, der Älteste war zehn, der Jüngste noch keine zwei Jahre alt. Wir hungerten uns durch, denn es gab fast nichts. Darüber hinaus war ich ohne Einkommen, mußte von der Wohlfahrt leben, auf unterstem Niveau. Erst 1952 erinnerte sich die Bergakademie an meinen Mann und setzte mir eine sogenannte Ehrenpension aus. Danach ging es uns etwas besser.

Nach wie vor weilten meine Gedanken oft in Odrau, wo meine Mutter und meine Verwandten lebten. Ich hörte von den schrecklichen Verhältnissen dort, dem Lager, den Mißhandlungen der Deutschen durch die Tschechen. Als ich vor Kurzem die „Erinnerungen an Odrau“ las, wurden all die Nachrichten jener Zeit wieder lebendig. Ich besitze noch die letzte Postkarte, die mir meine Mutter am 2.6.46 aus Odrau schrieb. Ich zitiere: „ . . . Nun ist es so weit, daß wir Abschied von unserer lieben Heimat nehmen müssen. Den 4.6. gehen wir ins Lager. Welchen Tag wir abfahren, weiß ich noch nicht. . . Hast Du noch immer keine Nachricht von Karl!“

Meine Mutter wurde, wie ich jetzt weiß, mit dem zweiten Transport aus Odrau ausgesiedelt und kam nach Freilassing. Sie war damals 70 Jahre alt und schwer gehbehindert. Zum Glück waren meine Schwester und deren Mann, der Spenglermeister Pradel, im gleichen Transport. Um ihr das beengte Leben in den Flüchtlingsunterkünften zu ersparen, holte ich sie zu mir in meine doch etwas geordnetere Welt in Freiberg. Im Januar 1947 kam sie hier an und lebte hier noch 10 Jahre bis zu ihrem Tod. Sie hatte die Freude, zu erleben, wie sich meine vier Kinder, ihre Enkel, zu tüchtigen Menschen entwickelten, und zu sehen, daß wir trotz der riesigen Schwierigkeiten zurecht kamen.

Dann kam der Schock: Irgendwann im Jahr 1963 war ich zu einem Geburtstagsfest eingeladen. Ein anderer Gast, eine Frau, sagte zu mir, wie schlimm das doch damals mit meinem Mann gewesen wäre. Ich horchte auf, fragte nach und hörte zu meinem Entsetzen, daß sie eine Augenzeugin des Todes meines Mannes kannte. Die Russen hatten ihn auf dem Panzer mitgenommen. Am Rathaus hatte er die Übergabe der Stadt Freiberg durch den Oberbürgermeister miterlebt. Dann fuhren die Russen mit ihm weiter. Er hatte wohl Sorge, daß sie ihn verschleppen wollten, sprang vom Panzer und rannte weg. Die Russen schossen hinter ihm her und verletzten ihn

tödlich. Frauen trugen den Sterbenden in einen Hof, wo er verblutete. Am nächsten Tag brachte man ihn zum Friedhof.

Erst 18 Jahre später erfuhr ich diese Tragödie - durch Zufall. Keiner der Zeugen hatte mir davon berichtet, und das Chaos jener Tage hatte einen geregelten Ablauf verhindert. So verfügte auch die Verwaltung oder das Rote Kreuz nicht über Unterlagen. Dieser schreckliche Krieg!

Das Andenken an meinen Mann habe ich bis heute bewahrt. In seinem Arbeitszimmer stehen nach wie vor die Regale mit seinen vielen Büchern, an den Wänden hängen seine preisgekrönten Pflanzenfotos, die er als begeisterter Botaniker gemacht hatte, dazwischen ein Bild von ihm selbst. Schade, daß er nicht erleben durfte, wie seine Kinder zu tüchtigen Menschen heranreiften, wie seine Enkel aufwuchsen, inzwischen auch schon seine Urenkel.

In wenigen Tagen werde ich 90 Jahre alt. Ich habe Jahre voller Freude und Glück verbringen dürfen, aber auch viel Leid und Sorge erlebt. Ich bin dankbar, daß ich mit meinen Kindern die schwere Zeit meistern konnte. Und wenn ich von Odrau höre oder lese, gehen meine Gedanken zurück zu dieser kleinen Stadt, in der ich meine Kindheit, meine Jugend verbringen durfte, die mich geprägt hat, und in der ich einst glücklich gewesen bin.

Anni Kester geb. Mendel:

## **Am Ende des Krieges auf unserem Hof**

Am Tag, als die russischen Soldaten in unserem Dorf eintrafen, kamen sie auch auf unseren Hof in Kunzendorf. Wir hatten eine ukrainische Familie als Mitarbeiter, die mit der „Organisation Todt“ zu uns gekommen war. Zwischen uns herrschte ein gutes Vertrauensverhältnis. Bei einer Unterhaltung sagte mein Vater etwas Negatives über die Russen. Und genau dieses verriet der Ukrainer den Soldaten. Der Offizier befahl daraufhin, meinen Vater zu erschießen. Dann revidierte er sich aber und verlangte, daß mein

Vater ihnen alles zeigen sollte, was wir versteckt hatten. Dann erschießen wir die ganze Familie! hieß es. Mein Vater konnte Tschechisch, und da Russisch und Tschechisch verwandt sind, hatte er das Gespräch der Russen verstanden.

Mutter und ich fütterten die Kühe. Die russischen Soldaten waren mit dem Ausräumen unserer Habe zu sehr beschäftigt und achteten nicht auf uns. Vater sollte unseren letzten Gaul einspannen, der noch ein Fohlen hatte. Damit wollten sie unsere Sachen abtransportieren. Er spannte ihn absichtlich falsch ein. Auch die Stute spürte, daß etwas nicht stimmte. Sie reagierte nervös, es entstand ein Tumult. Diesen Moment nutzten wir, um zu unseren Nachbarn abzuhausen. Frau Drechsler hatte einen tschechischen Mann. Dort konnten wir uns verstecken und waren bis zum Abend sicher. Sie gab uns eine Tasche mit Brot und Speck als Wegzehrung. Dann machten wir uns auf den Weg durchs Niemandsland, Richtung Odeergebirge.

Auf unserer Flucht erreichten wir deutsche Soldaten, die selbst auf der Flucht waren. Sie nahmen uns auf ihren Gespannen mit. Plötzlich hieß es: „Die Russen kommen!“ Die Soldaten drückten uns die Zügel in die Hand und versteckten sich in den Wäldern. Bald darauf wurden wir kontrolliert und nach Kunzendorf zurückgeschickt. So waren wir wieder zu zwei Pferden gekommen, einem Reitgaul und einem russischen Pony.

Vorsichtig näherten wir uns Kunzendorf. Die ersten russischen Kampftruppen waren nicht mehr da, sodaß keine unmittelbare Gefahr bestand und wir daheim bleiben konnten. Wir wurden kaum belästigt, da unser Hof zu tschechischem Staatseigentum erklärt wurde und folglich nicht geplündert werden durfte.

Bald darauf erfuhren wir vom Tod unseres Onkels Johann Mendel, der in einer Bank in Odrau angestellt gewesen war. Wir hörten die folgende traurige Begebenheit: Beim Einmarsch der Russen gab es in Odrau viele Tote und Selbstmorde. Mein Onkel wollte im Keller Nachrichten hören. Er hatte Kopfhörer auf, wie es damals üblich war, um Radio zu hören. In diesem Moment überraschten ihn russische Soldaten und meinten, er arbeite als Spion für die deutsche Wehrmacht. Sie zerrten ihn vor sein Haus und erschossen ihn. Er soll dort noch längere Zeit gelegen haben, da Beerdigungen damals nicht möglich waren. Wo er danach beerdigt wurde, weiß ich nicht.

Auf unseren Hof kam dann eine arme tschechische Korbflechterfamilie als neue Herren. Sie verstanden nichts von Landwirtschaft und gingen bald wieder weg, bepackt mit vielen unserer Sachen, mindestens dem 10-fachen dessen, was sie mitgebracht hatten. Der nächste „Hausbesitzer“ konnte sich nicht sehr lange freuen, denn es wurden Kolchosen eingerichtet, sodaß die

Tschechen ihren neuen „Besitz“ wieder an den Staat herausgeben mußten. Mein Vater verstand sich nicht mit den neuen Herren. So wurde er in ein Konzentrationslager in Leipnik abgeschoben. Ich wollte ihn dort besuchen, aber was tun? Uns Deutschen war es nicht erlaubt, öffentliche Verkehrsmittel zu benutzen, und das Fahrrad auch nicht. Kurz entschlossen machte ich das „N“ = Nemeč ab, um nicht als Deutsche aufzufallen, und fuhr diese Strecke mit dem Fahrrad. Heute klingt das belustigend, damals war es höchst riskant und bedeutete große Gefahr und Angst. Hätte man mich erwischt, hätte ich mindestens schwere Prügelstrafe zu erleiden gehabt. Mein Vater freute sich über meinen Besuch. Im Lager hatte er unter schlimmen Bedingungen zu leben, bei harter und niedrigster Arbeit.

Meiner Mutter, meiner jüngeren Schwester und mir ließ man ein einzelnes Zimmer auf unserem Hof, dafür mußten wir ohne Lohn arbeiten. Oft wunderte ich mich, wie Mutter noch Essen auf den Tisch bringen konnte. Fleisch und Eier waren für uns Deutsche verboten. Aber Mutter wußte sich zu helfen. Heimlich stahl sie nachts ein Huhn aus unserem eigenen Hühnerstall, in dem wir mehr als 100 Hühner gehalten hatten. Also Diebstahl aus unserem eigenen Besitz! Das war paradox und sehr gefährlich. Wir hatten Glück, es blieb unbemerkt.

Im Juni 1946 wurden wir ausgewiesen, mit 50 kg Gepäck pro Person. Wir hatten Glück und kamen in den Westen. Dort trafen wir auch einen meiner Brüder wieder, der die Gefangenschaft überlebt hatte. Die beiden anderen Brüder sind im Krieg geblieben. Mit Hilfe des Lastenausgleichs konnte mein Vater eine neue Existenz aufbauen. Ich habe hier Wurzeln geschlagen. Ich fand einen guten Mann; mit fünf Kindern sind wir eine große Familie. Ich freue mich, daß meine Kinder tüchtige Menschen geworden sind. Zwei von ihnen sind Ärzte, zwei andere Diplom-Ingenieure, und eine Tochter ist im Großhandel engagiert. Ich bin dankbar, daß es uns trotz aller Schwierigkeiten möglich war, die Katastrophe der Vertreibung zu überwinden. Dennoch gehen meine Gedanken noch oft in meine Heimat zurück.

Elfriede Balhar geb. Jahn:

## Flucht aus dem tschechischen Zuchthaus

Die „Erinnerungen an Odrau“ beschreiben manches erschütternde Schicksal. Obwohl viele Jahre seitdem vergangen sind und trotz meines Alters von 92 Jahren erinnere auch ich mich an jene schreckliche Zeit nach dem Krieg, als wir als Deutsche entrechtet, eingesperrt, mißhandelt und gedemütigt wurden und Angst und Schrecken unsere täglichen Begleiter waren. Ein Schicksal will ich im folgenden hervorheben, das in dem Buch kurz gestreift worden war.

In seinem Bericht „Außerhalb des Internierungslagers in Odrau“ beschreibt Walther Mann auf Seite 148 der „Erinnerungen“ ein schlimmes Erlebnis. Ich zitiere: „ . . . Vor allem aber die Prügelszenen, mit denen die tschechische Miliz ihren Sadismus austobte. Einer unserer Zimmerleute hatte als Kriegsversehrter einen steifen Arm. In einer Nacht war er das Opfer. Am Morgen schleppten ihn unsere Leute halbtot geprügelt auf die Baustelle. Wir versteckten ihn zwischen Bretterstapeln, damit er ruhen konnte, um die nächste Nacht zu überstehen.“ Herr Mann hatte den Namen des Opfers bewußt nicht genannt, obwohl er ihn bestens kannte. Er hieß Rudolf Balhar, er war mein Mann.

Anfang 1944 wurde mein Mann an der Front so schwer verwundet, daß sein rechter Arm steif blieb. Vom Wehrdienst beurlaubt kam er zurück nach Odrau und arbeitete in der Optimit, war Mitglied des Betriebsrates. Die Front kam näher. Wir hatten Angst, vor Kampfhandlungen, vor den Russen, von denen man Schreckliches berichtete, da sie es vor allem auf Frauen als Kriegsbeute abgesehen hatten, und viele Odrauer ergriffen die Flucht. Mein Mann aber wußte als erfahrener Frontsoldat, daß der Krieg verloren war und daß Flucht sinnlos gewesen wäre. So blieben wir. Unsere erste Begegnung mit russischen Soldaten hat mein Mann aufgezeichnet. Ich zitiere aus seinen Unterlagen:

„ . . . . Einige Minuten später kommt der erste Trupp durch den Garten. Sie sehen unsere notwendigste Habe und stürzen sich gleich darauf. Meine Frau will sie abwehren. Ich beruhige sie, denn in diesem Augenblick ist uns das Leben wichtiger als Uhren, Schmuck und Kleider. Sie stehen mit entsicherter MP vor uns. Dann dringen sie ins Haus ein. Sie durchwühlen alles, sind über unseren Hausrat erstaunt und rufen „Kapitalisten“. Durch

meinen dreijährigen Aufenthalt in Rußland hatte ich etwas russisch gelernt und konnte mich zur Not verständigen. Meine Frau rief mich, denn ein Russe wollte meine 12-jährige Tochter fortführen. Ich stellte mich dazwischen und sprach russisch. Er ging unter Flüchen hinaus. Ich versteckte schnell meine Tochter unter eine alte Wäschemangel. Da kam er auch schon mit einigen anderen zurück. Sie suchten das Mädchen. Da sie es nicht fanden, erwischten sie mich. Ich hörte meine Frau um Hilfe rufen. Mich faßte eine fürchterliche Wut und wollte zurück. Sie bedrohten mich mit einer MP. Meine Frau schrie wieder. Auf einmal machte ich mir mit einpaar russischen Flüchen Luft und lief in den Keller. Meine Frau war von Russen umringt. Ich stürzte mich dazwischen und sprach nur russisch. Sie sollten sie zu einem russischen Offizier bringen. Ich sagte in meiner Not, ich sei Tscheche und Kommunist. Sie ließen unter Flüchen ab und gingen hinaus. Ich verschloß den Keller.“

Soweit der Bericht meines Mannes. Ich kam noch öfters in Gefahr, aber es gelang mir, davonzulaufen oder mich rechtzeitig zu verstecken.

Bald nach dem Sieg der Roten Armee kamen Tschechen und besetzten unsere Stadt. Mein Mann kam als einer der ersten in das Odrauer Ortsgefängnis und mußte viele Monate darin aushalten. Trotz seiner schweren Verwundung wurde er täglich zur Arbeit auf Baustellen geführt. Eine Tortur für einen Handwerker, dessen rechter Arm steif war. In jener Zeit geschah, was ich oben aus den „Erinnerungen“ zitiert habe. Walther Mann hat uns berichtet, wie er als 13-Jähriger oft mit meinem Mann zusammen auf Baustellen arbeitete, ihm half, indem er ihm Bretter und Balken hielt, damit er sie mit der gesunden Hand bearbeiten konnte. Er arbeitete besonders gern mit meinem Mann zusammen, der ihm, dem verlassenen Jungen, stets kameradschaftlich begegnete. Eines Tages hatten sie einen neuen Schuppen zum Trocknen von Ziegeln in der Odrauer Ziegelei zu bauen. Da geschah es, daß mein Mann nach nächtlicher Prügelorgie der tschechischen Bewacher halbtot auf die Baustelle geschleppt und dort den Tag über versteckt wurde.

Wir hatten nur wenig Kontakt zu meinem Mann, zu streng war die Bewachung. Nur selten konnten wir seine Arbeitsstelle auskundschaften und ihm dort unter Gefahr etwas Essen oder eine Nachricht zukommen lassen. Wir ahnten, daß er stark mißhandelt wurde. Von Zeit zu Zeit nämlich durften wir seine Wäsche im Gefängnis abholen und gereinigte Wäsche abgeben. Dabei sahen wir, daß die Wäsche manchmal völlig durchblutet war. Wie schlimm die Mißhandlung war, konnten wir nur ahnen. Karl Sommer hat in seinem Bericht „Unschuldige im Gefängnis in Odrau und Troppau“ auf Seite 118 der „Erinnerungen“ beschrieben, wie

die deutschen Gefangenen im Odrauer Gefängnis durch die tschechische Hölle gehen mußten. Er lag mehrere Monate lang in der gleichen Zelle wie mein Mann und teilte sein schlimmes Schicksal. Er erinnert sich sehr gut an ihn und schätzt ihn noch heute als stets hilfsbereiten Kameraden.

Meine Mutter, also seine Schwiegermutter, war eine resolute Frau. Als geborene Tschechin ging sie zur Kommandantur und klagte die tschechischen Bewacher wegen der Mißhandlungen an. Von da an ließen die blutigen Prügeleien nach, dafür wurde meine Mutter ins Internierungslager eingewiesen. Auch dort bekam sie Probleme, da sie die tschechische Miliz wegen ihres unmenschlichen Verhaltens zur Rede stellte. Manche Tage mußte sie daher zur Strafe in den „Bunker“. Sie war mit einem Deutschen verheiratet, das allein machte sie schon verdächtig.

Anfang 1946 wurde mein Mann in das Bezirksgefängnis nach Troppau verlegt. Wir wußten, daß dort andere Odrauer bereits von einer Art Volksgerichtshof zu vieljährigen Zuchthausstrafen verurteilt worden waren. Siehe z.B. „Erinnerungen“ Seite 163, Bericht E. Czerny. Wir suchten einen tschechischen Rechtsanwalt zur Verteidigung. Es half nichts. 5 Minuten dauerte die Verhandlung, dann das Urteil: 5 Jahre Zuchthaus.

Mir war es gelungen, daheim bleiben zu können und für meine Kinder, den 6-jährigen Sohn und die 12-jährigen Tochter, zu sorgen. Immer wenn ich von einer neuen Verhaftungswelle oder Deportation zur Zwangsarbeit hörte, schlich ich mich mit meinen Kindern zu Verwandten nach Sponau und versteckte mich dort mehrere Tage, bis die Gefahr vorbei war. Im Frühjahr 1946 begann die Vertreibung aus Odrau. Da mein Mann damals bereits verurteilt war, mußte er im Zuchthaus bleiben, während ich mit den beiden Kindern allein Richtung Westen abgeschoben wurde. Meine Eltern blieben noch in Odrau. Sie konnten meinem Mann gelegentlich Nachricht von uns zukommen lassen. Erst 1950 kamen sie im Zuge der Familien-Zusammenführung zu uns in den Westen.

Mein Mann sagte mir später, daß meine Briefe so traurig und einsam geklungen hätten, daß er beschloß, die Flucht aus dem Zuchthaus auf Biegen und Brechen zu wagen. Im Spätherbst 1947 war es so weit. Es gelang ihm, zu Außenarbeit eingeteilt zu werden. Während der Arbeit floh er und versteckte sich in der Umgebung. Bald hörte er die Lautsprecher-Durchsagen im Gefängnis, mit denen er gesucht wurde. Die Grenze war nicht weit. Mit nur einem beweglichen Arm schlug er sich durch, lief nur nachts, kam auf polnisch besetztes Gebiet, überquerte die Neiße in sehr kaltem Wasser, seine Kleidung auf dem Kopf tragend, lief durch die Wälder der russisch besetzten Zone und dann weiter in den Westen. Nach unendlichen

Strapazen kam er Anfang Oktober 1947 bei uns an, völlig entkräftet und abgehärmt, aber wir alle waren überglücklich.

Mein Mann war eine Kämpfernatur. Nur so konnte er diese Flucht mit allen Mühen und Ängsten durchstehen. Manchmal hatte er auch unerwartet Hilfe bekommen. Mehrmals sprach er von einer Frau, die ihm geholfen hatte, ihm Essen gab und ihm riet, welcher Weg am ungefährlichsten sei. Sie hatte ihm auch einen Talisman gegeben, den mein Mann bis zu seinem Tod in Ehren gehalten hat. Er war der einzige uns bekannte Deutsche, dem es gelungen war, einem tschechischen Zuchthaus zu entfliehen und sich nach dem Westen durchzuschlagen. Noch dazu behindert durch den steifen Arm. Mehrere Tage lang verhörten ihn die Amerikaner, dann war er endgültig frei.

Wir haben nie erfahren, was ihm zur Last gelegt worden war, warum die Tschechen ihn so mißhandelt und eingesperrt hatten. War es seine Stellung als Betriebsrat in der Optimit? Oder seine nationale Gesinnung im Jahr 1938? Oder war er ganz einfach eines der vielen deutschen Opfer des tschechischen Hasses nach dem Krieg? Wir wissen es nicht, es ist auch nicht mehr so wichtig für uns.

Mein Mann war Jahrgang 1903, bei seiner Flucht also 44 Jahre alt. Ihm blieben noch 2 Jahrzehnte, sich in Freiheit eine neue Existenz aufzubauen. Das gelang ihm bei den Glanzstoff-Werken in Obernburg am Main. Bald bekamen wir noch ein drittes Kind, einen Sohn, und konnten auch wieder ein eigenes Haus erwerben und ausbauen. Unsere Kinder haben sich zu tüchtigen Menschen entwickelt, unsere Enkel auch. Wir waren und sind glücklich, daß uns dies nach der schrecklichen Kriegs- und Nachkriegszeit möglich war. Als mein Mann 1978 im Alter von 75 Jahren starb, konnte er auf ein erfülltes Leben zurückblicken.

Margarethe Bär geb. Tannenberger:

## **Ein Neuanfang**

Bis zur Vertreibung besaßen wir einen schönen Bauernhof in Heinzendorf. Wie wir alle wissen, haben die Russen nach Kriegsende unseren ganzen Viehbestand geplündert. In den Ställen herrschte geisterhafte Leere. Die

Kühe und Pferde wurden mit Gewalt vom Hof auf die Straße geprügelt. Dort mußten sie von deutschen Männern weitergetrieben werden - wohin sie kamen, weiß niemand.

Die Tiere waren die Freiheit nicht gewöhnt und irrten deshalb wild herum. Die Treiber bekamen von den Russen Schläge, wenn sie die Herde nicht zusammenhalten konnten. So kam es vor, daß einige Tiere das Weite suchten und von der Straße liefen. Unsere Mutter hatte mit viel Mühe und Ausdauer von den entlaufenen Tieren 3 Kühe und 1 Kalb sowie einen alten Schimmel eingefangen. Freudig sagte sie zu uns: „Kinder, ein Neuanfang ist wieder geschaffen.“

Die Freude dauerte nicht lange, denn schon nach einigen Tagen erschien ein junger Tscheche und eignete sich unseren Hof und natürlich auch die Tiere an. Wir selbst mußten den Hof verlassen und wurden in Viehwaggons aus unserer Heimat vertrieben.

Isolde Heilmaier geb. Puchner:

## **Die Narben tun immer weh!**

Es war Anfang Mai 1945, der Frühling setzte sich durch mit Knospen und Blüten, als wollte er uns sagen: „Fürchtet Euch nicht, es wird alles so wie in jedem Jahr!“ Aber wir waren voller Angst und Sorgen, denn die Russen kamen immer näher, und der Kanonendonner wurde lauter und bedrohlicher. Ich machte mir Gedanken, wo ich mich mit meinen beiden Kindern und meiner alten Mutter bei der Ankunft der Russen aufhalten könnte. Mein Sohn war zwei Monate alt, meine Tochter 5 Jahre. Allein zu Hause wollte ich auf keinen Fall bleiben.

Ich bat Frau Fried, ob ich ihren Brauereikeller in unserer Nachbarschaft aufsuchen dürfte. Sie erlaubte es mir. Daraufhin brachte ich mit dem Handwagen ein Kinderbett, Matratze und Decken dorthin, und wir zogen mit etwas Brotzeit und Getränken ein. Meine Kinder brachte ich in zwei Kinderwagen mit. Meine Tochter war schwer krank, man wußte nicht, ob es Typhus oder Lebensmittelvergiftung war. Dr. Bahner war alleine als Arzt

für Odrau und die nähere Umgebung; Dr. Januschke und Dr. Beier waren zu Militär eingezogen.

In der allgemeinen Aufregung hatte ich die Medikamente für meine Tochter zu Hause vergessen. So lief ich nochmals zum Haus zurück, und als ich dort ankam, schlug gerade eine Granate ein. Ich warf mich auf die Erde und sah nichts vor Rauch und Schutt. Mit Herzklopfen wartete ich, bis Licht ins Dunkel kam. Das Haus stand noch, im Dach war ein großes Loch. Dann die Medikamente geholt und schnell zurück! Im Friedkeller tat sich eine Schicksalsgemeinschaft zusammen, jeder hat nach seiner Art gewartet, aber es blieb ruhig und friedlich.

Gegen Abend kamen noch deutsche Soldaten, lauter blutjunge Burschen, müde, erschöpft. Wir machten Platz, rückten zusammen und kamen ins Gespräch. Einer von ihnen war am Oberschenkel verwundet und nur notdürftig verbunden. Wir schlugen dringend vor, ihn ins Krankenhaus zu bringen, aber er wollte nicht. So blieben sie alle bei uns. Ich lief nochmal nach Hause, um Wäsche, Verbandzeug und Zivilkleidung zu holen. Die Soldaten hatten die Illusion, sich über Bodenstadt Richtung Olmütz durchzuschlagen, aber die Russen kamen doch auch aus dieser Richtung. Einer der Soldaten sah mich immer an und bat mich, ihm einen Kuß zu geben, weil ich seiner Schwester so ähnlich sei. Das hab ich gern getan. Die Soldaten gingen, noch bevor die Russen eintrafen. Wohin sie gingen und ihr Schicksal weiß nur Gott. Ich habe sie nicht vergessen, obwohl ich jetzt eine alte Frau bin und bald 90 Jahre alt werde.

Anderntags am frühen Morgen kamen die Russen. Einige von uns liefen hinauf auf den Hof, wo die Aussicht zur Blumenbrücke frei war. Da zogen sie ein mit ihren Kanonen, gezogen von Soldaten und einigen Pferden. Wir blieben zusammengedrängt im Keller und warteten auf ihr Erscheinen. Einige von uns und auch ich wurden herausgeholt, um im Haus gegenüber Nachbarn zu identifizieren, die sich selbst getötet hatten. Der Vater hatte sich erhängt, seine Frau und seine eine Tochter hatten sich die Pulsadern aufgeschnitten. Die zweite Tochter hatte es auch versucht, aber nicht geschafft, das Seil war gerissen. Sie lag mit eingeschlagenen Vorderzähnen im Schock. Ich brachte sie zu meiner Familie in den Keller. In einem unbeobachteten Augenblick verschwand sie wieder und hat, wie wir später erfuhren, ihr junges Leben auch gewaltsam beendet.

Im Keller begann am Nachmittag Aufbruchstimmung. Der Krieg war vorbei, jeder wollte in seine Wohnung zurück. Auch ich trat den Heimweg an, bepackt wie beim Einzug. Mein Haus war von Russen besetzt. Mit einpaar Brocken Russisch und mit Gesten versuchte ich, ihnen klarzumachen, daß ich in diesem Haus wohnte. Ein älterer Russe war damit einverstanden,

daß wir das kleinste Zimmer benutzten. Mein kleiner Junge brauchte dringend wenigstens Tee, ich konnte nach Kindbettfieber nicht stillen. Die Küche durften wir nicht benutzen, die Spiritusflasche für den Spirituskocher hatten die Russen geleert, so habe ich draußen an einem Feuer Tee gekocht. Strom gab es nicht, und im Haus noch vorhandene Lebensmittel hatten die Russen verunreinigt, sie waren ungenießbar.

Die erste Nacht mit den Russen im Haus werde ich nie vergessen, so grauenvoll war sie. Daß ich mit meinen Kindern überlebt habe, haben wir meiner Mutter zu verdanken. Sie hat mich in meiner Verzweiflung nicht aus den Augen gelassen und hat mich daran gehindert, unser Leben auszulöschen. Am Morgen beschloß ich, mit meinen beiden Kindern und zwei Kinderwagen zu meiner Cousine ins Lerchenfeld zu fahren.

Ihr Mann war gebürtiger Ukrainer, schon betagt. Nach dem 1. Weltkrieg war er hier geblieben. Er hatte immer behauptet, daß er sich das Leben nehmen müßte, wenn die Russen kommen, aber daran dachte ich nicht. Als ich ankam, wieder ein Schock: Ihr Mann hatte sich erhängt. Meine Cousine wußte nicht, wo sie den Todesfall melden sollte. So ging sie ins Krankenhaus zu den Ordensschwestern, die ihr halfen. Sie berichtete dort auch von meiner Situation. Die Schwestern luden mich ein, zu ihnen zu kommen. Das war unsere Rettung!

Im Krankenhaus fanden wir am Dachboden ein Kinderbett für mein krankes Mädchen. Mein kleiner Junge blieb im Kinderwagen am Gang. Ich pendelte zwischen meinen Kindern und den Kranken hin und her und versuchte, mich nützlich zu machen. Die Schwestern hatten noch Antibiotikum für meine Tochter. Meinen Jungen haben wir mit Haferschleim, Milch und Tee am Leben erhalten. Meine Kinder waren nur noch Haut und Knochen, aber sie lebten! Nach 10 Tagen konnte meine Tochter schon ein bißchen Suppe und Zuckerrübensaft erhalten, und nach 14 Tagen fuhr ich dankbar wieder mit zwei Kinderwagen nach Hause.

Die Russen hatten unser Haus verlassen, sodaß ich die Räume erstmals wieder säubern konnte. Meine Mutter hatte im Haus ausgehalten. Jetzt ging der Kampf um Lebensmittel und Lebensmittelkarten an. Es gab drei Arten von Karten: Für Tschechen, für Kommunisten und zuletzt die braunen Karten für alle andern. Für unsere braunen Karten gab es weniger als für die beiden anderen Arten, und oftmals nicht einmal das, was angegeben war. Aber wir haben uns durchgeschlagen, so wie viele andere auch. Im Keller gab es auch noch genießbare Kartoffeln.

Meine Schwester Melanie Mück hatte den Einmarsch der Russen mit ihren drei kleinen Kindern in den Schieferbrüchen überlebt. Als sie zurück kam, war ihre Wohnung von den Russen beschlagnahmt. So stand sie um

6 Uhr früh vor unserem Haus, mit 2 Taschen und mit drei kleinen Kindern. Wir wohnten dann alle in Liebe zusammen und ergänzten uns. Wenn ich auf der Suche nach Lebensmitteln war, sah sie nach den Kindern. Eine lange Zeit schlief ich nicht im Haus, sondern in einem Holzverschlag im Schuppen auf einer Holzpritsche: Aus Angst vor den Russen.

Schlecht war in unserem gemeinsamen Haushalt mit fünf kleinen Kindern vor allem die Versorgung mit Milch. Ich erfuhr, daß auf einer Wiese hinter dem Hennhof herrenlose Kühe zusammengetrieben worden waren, die dringend gemolken werden mußten. Man suchte Melkerinnen. Ich konnte zwar eine Ziege melken, aber noch nie eine Kuh. Trotzdem meldete ich mich und ging mit Angst drei- bis viermal in der Woche den steilen Weg hinter der Kapelle durch den Wald zum Melken, morgens um vier Uhr in der Frühe. In der Tasche hatte ich eine 4 l Patentkanne dabei, die gut verschließbar war und umgelegt werden konnte. So mancher Inhalt der Melkkübel landete dann in meiner Kanne, sodaß ich immer Milch heimbrachte, von den Kindern freudig erwartet.

Solange dieser Milchsegen anhielt, konnte ich auch etwas abgeben. Jeden Morgen vor sieben Uhr marschierte die Kolonne der deutschen Sträflinge aus dem Gerichtsgefängnis an unserem Haus vorbei. Sie gingen zur Hofbrücke, die von ihnen unter Aufsicht in Stand gebracht wurde. Es war ein sehr trauriger Aufmarsch, viele blau geschlagen, hinkend, mühsam sich schleppend. Wenn ein ganz bestimmter tschechischer Aufseher Dienst hatte, erlaubte er mir, den Gefangenen Malzkaffe mit Milch auszuschenken. Wir haben uns alle untereinander geholfen, so gut es ging. Frau Apotheker Hauke mußte als Gefangene tagsüber in ihrer Apotheke arbeiten. Sie verkaufte mir Lebertran für die Kinder, solange der Vorrat reichte. Als später Obst in unserem großen Garten reifte, durfte jeder, der Kinder hatte, mit einer Tasche kommen und pflücken.

Langsam ging das Gerücht um, daß die Deutschen ausgesiedelt werden sollten. Meine Mutter, die immer bei mir im Haushalt lebte, war österreichische Staatsbürgerin und transportunfähig. Aber meine Schwester mit ihren Kindern! Wir konnten es nicht fassen, wir waren doch unzertrennlich. Doch dann wurde das Gerücht Tatsache und raubte uns den Schlaf. Meine Schwester mußte fast alles zurücklassen, so teilten wir schwesterlich. Sie wurde mit ihren drei Kindern dem ersten Transport zugeteilt, der Odrau am 16.4.1946 verlassen sollte, 1200 Personen in 40 Viehwaggons. Eines ihrer Kinder hatte 40° Fieber. So ging ich zur tschechischen Kommission und bat, meine Schwester zum 2. Transport zu verlegen. Man war erst nicht abgeneigt, aber dann wurde meine Bitte doch abgelehnt: „Solche

Menschen werden wir nicht durchfüttern!“ hieß es. Das Kind hat dann den Transport gut überlebt, sie kamen nach Neuburg an der Donau.

Meine Schwester habe ich noch dreimal im Leben gesehen. Sie hatte es sehr schwer, auch nach der Vertreibung in Deutschland. Ihr Mann war gefallen, sie stand allein mit ihren Kindern. Die Kraft und der Wille zum Leben reichten bis zum 64. Lebensjahr.

Ich habe in meinem Leben viele Höhen und Tiefen durchschritten. Heute lebe ich mit meinen neunzig Jahren in München und freue mich an meinen Kindern und Enkeln. Die Narben, die das Leben schlug, sind zwar mit den Jahren verheilt, aber man darf sie nicht berühren, sie tun immer weh!

Günter Kravagna:

## **Erlebnisse eines Vierzehnjährigen bei und nach Kriegsende**

Viele Berichte in den „Erinnerungen an Odrau“ weckten in mir eigene Erinnerungen an die weit zurückliegenden schlimmen Monate bei und nach Kriegsende. An Flucht, Haft und Zwangsarbeit; an Rechtlosigkeit, Demütigung, Mißhandlungen und Hoffnungslosigkeit. Ich fühlte mich aufgefordert, diesen Berichten auch eigene Erlebnisse als Zeitdokumente hinzuzufügen, wobei mein Tagebuch aus jener Zeit bei Details sehr hilfreich war.

### **Unsere Flucht aus Odrau**

Aus heutiger Sicht ist es geradezu unglaublich, daß wir, meine Mutter und ich, in der Nacht zum 4. Mai 1945, als die Front schon durch die Nachbarorte verlief, noch zu Fuß zur Flucht aus Odrau aufbrachen. Erklärbar nur so, daß nach Hitlers Tod am 30. April die letzten Hoffnungen auf die propagierten Wunderwaffen und auf eine Kriegswende endgültig zusammengebrochen waren und wir, wie so viele andere Menschen, aus panischer Angst vor den Russen nach der Devise handelten: Rette sich, wer kann!

Ich war damals 14 Jahre alt. Mein Vater war als Soldat irgendwo im Osten, mein älterer Bruder ebenfalls. So gingen wir beide auf die Flucht, mit einem überladenen und dafür untauglichen Karren - einer Holzkiste zwischen zwei Fahrrad-Rädern - über den Milichberg Richtung Westen, inmitten endloser Militärkolonnen und Flüchtlingstrecks. Unser Karren war schon am Vormittag des ersten Tages ein halbes, am Nachmittag ein ganzes Wrack! Da standen wir nun, absolut hilflos! Aber Vorüberziehende hatten im Straßengraben einen anderen Handwagen gesehen, mit dem zogen wir nun weiter, bereits am ersten Tag erschöpft.

In einem Wald schiefen wir 4 Stunden in unseren Hängematten und brachen mitten in der Nacht, gegen 3 Uhr, wieder auf; nichts wie weg von der Front! An diesem Tag gab es fast pausenlos Tieffliegerangriffe. Immer wieder lagen wir im Graben zwischen schreienden Menschen und Tieren, Gespannen und brennenden Fahrzeugen. Es herrschte Chaos. Ich habe mich schon damals gewundert, warum diese Ereignisse bei mir nicht noch heftigere emotionale Erschütterungen auslösten. Ganz schnell stumpften wir ab gegenüber eigener und fremder Not.

Wir kamen nur langsam voran. An vielen Stellen gab es erst nach Aufräumungsarbeiten ein Durchkommen. Unser Weg führte über Bodenstadt und Groß Wisternitz in Richtung Olmütz. Eine längere Strecke marschierten wir zusammen mit dem Odrauer Gemeindewagen; dann verloren wir ihn und bewegten uns fast zwei Tage im Treck der Leute aus Deutsch-Jaßnik. Irgendwo feuerten Pak-Geschütze unmittelbar neben der Straße, keiner wußte, auf wen. Gerüchte besagten, die Russen seien uns dicht auf den Fersen. Aus einem vor uns liegenden Wald kamen Militärfahrzeuge zurück, wegen heftigem Beschuß durch Partisanen. Also drehte auch unsere Kolonne. Auf einem aufgeweichten Feldweg versuchten wir, den Wald zu umgehen, kamen aber nicht durch. Also zurück und durch Olmütz. Die Tschechen rechneten dort mit dem Einmarsch der Russen am nächsten Morgen und begannen schon, angetrunken, mit Siegesfeiern. Noch blieben wir von ihnen verschont. Hinter Olmütz ging es auf schlammigen Straßen weiter, unter größten Anstrengungen.

Eine Munitionskolonne überholte uns. Die Soldaten hatten Mitleid und erlaubten uns, unseren Karren an ein Pferdegespann anzuhängen, später auch, uns auf ihren Wagen zu setzen. Welch Erleichterung und Freude! Es ging nun viel besser voran, zumal auch die Tieffliegerangriffe seltener waren. Nachts machte die Einheit Rast in einer Ortschaft. Der Kompanieführer besorgte uns eine Bleibe in einem Haus an der Straße. Wir schiefen auf einem Sofa wie Fürsten! Es war ein seltener Genuß: Die Nacht davor und die nächsten beiden Nächte waren wir pausen- und schlaflos unter-

wegs. In der Dämmerung sollte es weitergehen, aber der Aufbruch der Soldaten verzögerte sich. Ich schreckte hoch, als meine Mutter mich entsetzt anrief: Ich war an einem Tisch vor Erschöpfung wieder eingeschlafen und wachte nicht auf, als links und rechts die Fenster zerbarsten und mit anderen Splittern in den Raum flogen. Artilleriebeschuß? Nein, ein Landser hatte mit einer Panzerfaust den LKW vor dem Haus in die Luft gejagt, da der Benzintank leer war!

Dann ging es mit den Soldaten auf aufgeweichter Straße weiter, durch bergiges Gelände. An einer Stelle schafften es die Pferde erst, nachdem wir fast alle Munitionskisten in den Straßengraben geworfen hatten und unseren Karren ein langes Stück selbst zogen. Als wir wieder aufsitzen durften, scheuten die Pferde des nachfolgenden Gespanns und traten unseren Karren nieder. Wir durften den größten Teil unseres Gepäcks auf den Wagen werfen und zogen nun ohne unseren Karren weiter, über Littau, Kladek und Lommnitz Richtung Groß Meseritsch.

Irgendwo mußten wir wegen einer gesprengten Brücke durch einen breiten, aber nicht tiefen Fluß. Kurz vor der jenseitigen Böschung schafften es die Pferde nicht. Zur Entlastung des Wagens sprang ich mit einem Rucksack ins Wasser, rutschte aus und stürzte der Länge nach ins Wasser. Erstaunlicherweise kam das Gespann dann die Böschung hoch, wir konnten weiter, durch eine Schlucht, auf fürchterlich gerölliger Straße. Unterhalb von uns lagen abgestürzte Fahrzeuge aller Art, sogar ein Panzer. Die Straßengräben waren überhäuft mit unterschiedlichstem Kriegsmaterial. An jeder Straßengabel wurde beraten, welche Straße es weitergehen sollte. Immer war die Angst vor Tieffliegern, Russen und Partisanen dabei.

Ich überspringe jetzt die Ereignisse eines Tages und einer Nacht. Sie verliefen ähnlich chaotisch wie die anderen. In der nächsten Nacht, als wir in eine Ortschaft einfahren wollten, hörten wir vor uns lautes Geschrei und gellende Musik. Irgendeiner rief, die Russen seien vor uns. Panik! Alle Wagen wendeten und hasteten zurück. Bald stockte die Kolonne wieder. Die Meinung setzte sich durch, es handle sich im Dorf wohl um betrunkenen, feiernde Tschechen. Also wieder kehrt. Dann kamen einige offensichtlich flüchtende Militärautos auf uns zu, wir wendeten erneut. Zuletzt begegnete uns eine noch sehr geordnete Kavallerie-Einheit, die den Durchmarsch durch die Ortschaft versuchen wollte. Wir schlossen uns ihr an.

Bald darauf gerieten wir in ein Spalier johlender, Fackeln tragender Tschechen, die sich sogleich an unseren Wagen machten, ihn durchsuchten und sich nahmen, was ihnen gefiel. Und dann - der erste russische Soldat! Bald wurden es mehrere. Irgendetwas brach in uns zusammen; wir waren dem, was nun geschah, vollständig ausgeliefert. Ich hatte noch ein Braun-

hemd an und bekam die ersten Schläge. Mehrere Russen wühlten mit den Tschechen um die Wette in unserem Gepäck. Was sie nicht brauchen konnten, flog in den Straßengraben, darunter auch alle unsere wichtigen Dokumente, Fotos und persönlichsten Sachen. Wir mußten dem Treiben voller Angst zusehen und waren erleichtert, als sich die Kolonne endlich wieder in Bewegung setzen konnte. Danach mußten wir immer wieder anhalten, eine Untersuchung und Plünderung folgte der anderen, aber persönliche Aggressionen hielten sich noch in Grenzen. Später kamen wir an russischen Militärkolonnen vorbei. Die Soldaten schienen guter Dinge zu sein, lachten, einige winkten uns zu, einmal flogen sogar einige Buletten auf unseren Wagen.

Es war die Nacht vom 10. zum 11. Mai. Wir wußten noch nichts von der deutschen Kapitulation am 9. Mai. Auf einer großen Wiese mußten die Fahrzeuge abgestellt und verlassen werden, alle Deutschen hatten sich zum Abmarsch aufzustellen. Wir besaßen immer noch einiges Gepäck, was uns in den folgenden Tagen aber eher zur Last wurde. Das war nun das traurige Ende unserer Flucht. Wir machten uns keine Illusionen über das, was uns bevorstand. Wir waren auch viel zu erschöpft und überfordert von dem, was über uns kam, um uns mit der Zukunft beschäftigen zu können.

### **Gefangenschaft in Brünn und Rückmarsch nach Odrau**

Nach dem Scheitern unserer Flucht und der Gefangennahme durch die Russen folgte nun ein dreitägiger Fußmarsch mit etwa 5000 gefangenen Deutschen nach Brünn; Soldaten und Flüchtlinge, Frauen, Kinder, Alte und Kranke; angetrieben von tschechischer Miliz mit Fußritten, Gewehrkolbenhieben und der Androhung des Erschießens; bei heißem Wetter auf staubigen Straßen. Die Dorfbrunnen wurden während der ersten zwei Tage bewacht, wir durften unseren Durst nicht löschen. Wir nächtigten erschöpft auf dem damals häufigen Aschen- bzw. Schlackenboden von Sportplätzen; es gab keine Latrinen oder Waschgelegenheiten und keine Verpflegung.

In Brünn kamen wir in eine überfüllte Kaserne, in der bereits Deutsche aus Brünn „interniert“ worden waren. Kleine Kinder blieben bei ihren Müttern im Frauenlager, wir Jungen mußten ins Männerlager, ohne jeden Kontakt zu den Frauen.

Während der ersten drei Tage gab es weder Essen noch Trinken, selbst das bewachte WC durften wir nur einmal am Tage benutzen. Die Rettung war ein Waschbecken mit Wasserhahn in unserem Raum! Später gab es Muckefuck und Wassersuppe für die, die ein Eßgeschirr besaßen. Ich hatte

mich mit zwei gleichaltrigen Jungen angefreundet, die leider kein Eßgeschirr hatten; also mußte ich das wenige mit ihnen teilen.

Unsere Bewacher ließen sich immer neue Schikanen und Quälereien einfallen, Tag und Nacht tobte sich ihr Haß in unmenschlicher Weise an uns aus. Schon vor Sonnenaufgang begann es täglich mit „Frühspport“ und Exerzieren bis zur Erschöpfung und dem Zusammenbruch vieler, besonders alter Männer - manche waren über 80 Jahre alt. Immer wieder, mit Vorliebe auch nachts, mußten wir die langen Treppen in der Hocke hinauf- und hinunterhüpfen, irgendwelche schweren Gegenstände in den vorgestreckten Händen haltend, mit dem Deutschlandlied auf den Lippen, verhöhnt und mit Knüppeln angetrieben; oft so lange, bis einer die Treppe hinabstürzte.

Immer wieder gab es schreckliche Prügelorgien mit Gummiknüppeln, Peitschen und Stöcken. Ich wurde einmal von zwei Tschechen, darunter einem Hühnen, über einen Stuhl gebeugt und von beiden mit je 10 schweren Hieben auf Rücken und Po bearbeitet. Weil ich zu ihrer Überraschung nicht schrie - es war wohl Stolz - mußte ich meine Hosen herunterlassen und die gleiche Prozedur noch einmal über mich ergehen lassen, wieder mit zusammengebissenen Zähnen und stumm. Dann stießen sie mich mit einem Tritt zu Boden und wandten sich anderen zu. Ich konnte tagelang weder sitzen noch am Rücken liegen und war noch in Odrau bunt gezeichnet und verkrustet. Anderen erging es noch viel schlimmer; sie wurden regelrecht zu Krüppeln geschlagen und getreten; manche stürzten sich aus unseren Fenstern im 4. Stock, um der Qual ein Ende zu bereiten.

Etwas später schien es für unsere Bewacher ein besonderer Spaß zu sein, uns Deutsche zu zwingen, uns gegenseitig mit Faustschlägen ins Gesicht zu bearbeiten. Wer dies zunächst nicht kräftig genug tat, wie einmal auch ich, dem wurde es mit Fausthieben drastisch vorgemacht. Wenn wir zuletzt fast blind zuschlugen, ernteten wir ein höhnischen Lob: Beim nächsten Mal wüßten wir sicher gleich, wie wir es zu machen hätten!

Zwischen solchen Szenen dösten wir verzweifelt vor uns hin oder versuchten, zu schlafen. Nur gelegentlich wurden wir außerhalb der Kaserne zur Arbeit eingesetzt; darunter an zwei ganzen Tagen zu Aufräumarbeiten in einer Kaserne mit russischen Soldaten, wo wir besser behandelt und gepflegt wurden. Da mir meine Stiefel längst abgenommen worden waren, entwendete ich dort ein Paar Schuhe, die unter einem Bett standen, und zog sie gleich an. Am Abend kamen zwei russische Soldaten, suchten und fanden die Schuhe, die einem Offizier gehörten, und hatten den Übeltäter schnell heraus. Sie fragten mich nach meinem Alter. Da ich erst 14-jährig war, sahen sie von einer Bestrafung ab, boten mir sogar Hilfe vor

den Tschechen an. Wenn ich 16 Jahre alt gewesen wäre, sagten sie, hätten sie mich erschossen!

Nach einem anderen Arbeitseinsatz fehlte beim Durchzählen einer von uns. Mit Anbrüllen, Schlägen und Schüssen in die Luft wollten unsere Bewacher herausbekommen, wo dieser Mann steckte; aber keiner wußte etwas von ihm. Dann sollte jeder Dritte von unserer etwa 50 Mann starken Gruppe erschossen werden, solange, bis wir endlich sprächen. Es entstand Entsetzen und Panik unter uns, nur ich konnte an die Ernsthaftigkeit dieser Drohung einfach nicht glauben! Es wurde abgezählt, der erste Mann hinter ein Gebäude geführt; dann erfolgte ein Schuß und der Milizmann kehrte zurück, um den nächsten zu holen. Da wir auch jetzt keine Auskunft über denn geflüchteten Mann geben konnten, wurde die Exekution nach dem 4. oder 5. Opfer abgebrochen. Es kam nie heraus, ob die Männer wirklich getötet worden waren oder nur zum Schein.

Nach 11 Tagen der Gefangenschaft wurden die Sudetendeutschen entlassen, um zuhause ausgesiedelt werden zu können. Mit den zwei Gleichaltrigen marschierte ich barfuß los, zunächst vor allem nachts und an Bahngleisen entlang, um erneuten Festnahmen möglichst zu entgehen. Irgendwann merkten wir, daß wir in die falsche Richtung gingen. Wir fragten nach dem richtigen Weg, erhielten aber widersprüchliche und zum Teil sicher bewußt falsche Auskünfte. So marschierten wir kreuz und quer, wurden wieder festgenommen, konnten dann sogar ein Stück mit einem Zug fahren, aus dem uns aber der Schaffner bald vertrieb, weil Deutsche nicht in Zügen fahren durften. Wir ernährten uns aus Abfalleimern, von Blättern, bekamen aber zwei- bis dreimal von Tschechen ein Stück Brot mit der besorgten Bitte, sie nicht zu verraten, da es offenbar gefährlich war, einem Deutschen Essen zu geben! Am 4. Tag marschierte ich, inzwischen allein, auf Odrau zu, genoß unterwegs herrliche Blumenwiesen, war aber erfüllt von der Sorge, was mich in Odrau erwarten würde! -

Odrau wirkte fremd und wie verlassen; auch ich ging scheu durch die Gassen, bemüht, niemandem zu begegnen. Glücklicherweise war meine Mutter wieder zurück, ich fand sie im Garten bei der Arbeit. Vom Vater und von meinem älteren Bruder fehlte jede Nachricht. Unser Nachbar Urban, Hausmeister der Schule, nahm uns auf, da unsere Wohnung unwohnbar, geplündert und verwüstet war. Bald wurde meine Mutter verhaftet und in das berüchtigte Odrauer Internierungslager eingeliefert. Am 20.7. traf auch mich dieses Los. Auch hier wieder unmenschliche Behandlung, ständige Schikanen, Demütigungen, Prügel, harter Arbeitseinsatz, Hoffnungslosigkeit und minimales Essen. Jeglicher Kontakt zwischen

Männern und Frauen war streng untersagt; ich konnte meine Mutter sehen, aber nicht mit ihr sprechen.

### **Zwangsarbeit im Kohlrevier von Poruba und Vertreibung**

Am 28. August 1945 wurde ich mit 72 Leidensgenossen aus dem Odrauer Internierungslager in Viehwaggons zur Zwangsarbeit in das Barackenlager Poruba im Ostrauer Kohlrevier transportiert. Hinzu kamen 130 Deutsche aus der Umgebung von Odrau, die noch nicht interniert worden waren.

In den „Erinnerungen an Odrau“ ist schon vieles über dieses Lager und die dortigen Lebens- und Arbeitsverhältnisse geschrieben worden: Über die in jeder Hinsicht unzureichende Ernährung und unseren ständigen Hunger; über die schikanöse Behandlung, vor allem in den ersten Monaten; über die Untertage-Arbeit in der Zeche Sofia, wo wir Deutschen immer den schwersten Teil zugewiesen bekamen; vor allem, wenn wir einem sogenannten Stachanow-Arbeiter zugeteilt waren, einem jener Helden der Arbeit, die immer bestrebt waren, Rekordleistungen zu erbringen, um dafür öffentliche Anerkennung und materielle Vorteile zu erhalten. Diesen Berichten will ich nun noch eigene Erlebnisse hinzufügen.

Nach der Untertage-Schicht und dem Suppe-Essen im Lager wurden wir mehrmals in der Woche, zeitweise nahezu täglich, zu weiteren Arbeiten eingesetzt; meistens 3 bis 5 Stunden, an Sonntagen oft bis zu 8 Stunden. So wurden wir z. B. häufig zum Entladen von Waggons mit schwerem Grubenholz oder von Waggons mit Getreide- oder Zementsäcken, zu Arbeiten auf der Halde, in der Lehmgrube oder auch in Gärten von Privatpersonen herangezogen. Jeder Tscheche konnte uns anfordern, wir verursachten ja keine Kosten!

Einmal mußte ich nach der Schicht weitere volle 8 Stunden arbeiten. In diesem einzigen Fall wurde mir die nachfolgende Schicht erlassen. Ich genoß nicht nur den ersehnten Schlaf, sondern auch das ungewohnte Alleinsein auf der Stube und empfand ein wenig Muße. Damals machte ich mich an meine Decke und wollte wissen, wieviele Flöhe ich in einer halben Stunde fangen und knacken konnte. Ich kam auf über 120 Tierchen! Zuvor hatte ich noch keine Flöhe im Lager gejagt, aber es war leicht, aus der großen Zahl rasch ein weiteres Tier zu erwischen. Es war ekelhaft, wenn beim Kleiderwechsel vor oder nach der Schicht ein ganzer Schwarm inzwischen wieder hungriger Tiere auf die nackte Haut sprang. Unser Abscheu vor Wanzen war noch größer, zumal sie uns im Schlaf heimsuchten und quälten. Wir konnten sie nur durch Anmachen des Lichtes überraschen und zerquetschen, sodaß weitere Blutstreifen auf der Wand oder auf den Stock-

betten entstanden. Deshalb fingen wir sie gelegentlich lebend und warfen sie auf die heiße Platte des Kanonenofens, wo sie hörbar explodierten.

Im Zuge der Extraarbeiten wurde ich einmal mit zwei weiteren Lagerinsassen für drei ganze Tage zum Beseitigen von Blindgängern eingeteilt. Auf der Ladefläche eines kleinen LKW fuhren wir zu einem Gartengrundstück, wo wir mit einer langen Eisenstange die Spur des Blindgängers ertasten und verfolgen mußten. Dann arbeiteten wir uns mit Spitzhacke und Spaten bis zu dem gesuchten Objekt in fast 4 m Tiefe vor. Mit größter Vorsicht wurde die etwa 100 kg schwere Fliegerbombe an Stricken befestigt und langsam nach oben gezogen. Wir legten sie in eine mit Stroh gefüllte Kiste und hoben sie damit auf die Ladefläche des LKW. Dann setzten wir uns zur Bombe und hielten sie während der Fahrt zum nächsten Blindgänger mit unseren Füßen fest.

Wir fanden schon damals unsere Situation grotesk, spürten regelrechten Galgenhumor. Dieses Spiel wiederholte sich mehrmals an jedem dieser drei Tage. Einer der Blindgänger gab uns Rätsel auf. Nicht, weil er sich in einer sehr harten Erdschicht befand, sondern weil wir am Ende des nicht sehr tiefen Bombenkanals mit unserer Eisenstange nur auf eine noch festere Bodenschicht stießen, nicht jedoch auf den Blindgänger. Wir hatten Mühe, den Boden mit der Spitzhacke zu lockern und größere Steine zu beseitigen, bis wir bei einem großen seitwärts gelegenen Stein den Eindruck eines Metallkörpers hatten. Immer noch unbesorgt machten wir uns daran, ihn zu beseitigen. Plötzlich erkannten wir mit Schrecken, daß es sich um die Spitze des gesuchten Blindgängers handelte. Er war offensichtlich schräg auf die harte Bodenschicht gestoßen und nach oben abgelenkt worden. Wir hatten Glück, daß wir mit der Spitzhacke nicht den Zünder getroffen hatten!

Trotzdem, diese Arbeit war für uns angenehm. Wir wurden nicht angetrieben und konnten selbständig arbeiten, da sich unsere Bewachung sowie oft auch die Anwohner immer in sicherer Entfernung von unserer gefährlichen Arbeitsstelle hielten; unserem Mut wurde sogar ein gewisser Respekt entgegengebracht. Es herrschte gutes Wetter, wir waren an der frischen Luft und empfanden bei dieser Arbeit ebensowenig Angst wie unter Tage, wo es kaum weniger gefährlich war. Manchmal bekamen wir von den Anwohnern etwas zu essen, was viel besser schmeckte als im Lager. Meist fuhren wir erst abends in eine Lehmgrube, wo die Bomben abgeladen und mittels einer Zündschnur oder Handgranaten zur Explosion gebracht wurden. - So verdanke ich den Tschechen, daß ich bereits als 14-Jähriger ein Spezialist im Beseitigen von Blindgängern wurde!

Selbst die ärztliche Versorgung war oft schikanös und demütigend. Ich hatte mir schon in Odrau bei einem Tritt in eine Glasscherbe eine Verletzung an der Fußsohle zugezogen. Sie heilte bald, brach aber dann im Lager Poruba wieder auf, eiterte und schmerzte, sodaß ich kaum noch auftreten konnte. Im Wartezimmer des Arztes, zu dem wir unter strenger Bewachung geführt wurden, durften wir Deutsche uns nicht setzen, auch wenn Stühle frei waren. Wir mußten meist stundenlang warten, bis kein Tscheche mehr zur Behandlung da war. Nicht selten fiel einer von uns ohnmächtig um. Der feindselige Arzt entdeckte und entfernte einen tiefer eingedrungenen fingernagelgroßen Scherben, brüllte dabei auf mich ein und hätte mir fast ins Gesicht geschlagen, da er offenbar unterstellte, ich hätte die Verletzung absichtlich herbeigeführt, um mich vor der Arbeit zu drücken. Mit einem Heftpflaster mußte ich gleich wieder zur Arbeit.

Es war gut, daß wir im Lager immer mit vielen Leidensgenossen zusammen waren und wenig Zeit zum Grübeln hatten. Trotz der trostlosen Lage gab es auch immer wieder Anlaß zur Heiterkeit, zu spontanem Singen und zum Lachen über- und miteinander. In den einzelnen Stuben bildete sich ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl, das jedem Einzelnen einen großen Halt gab. Ich wohnte in der kleinsten Stube - wir empfanden sie auch als die schönste! - zusammen mit Walter Silz, Michel Mück, Ortwin Schenk, Guido Stanowsky, Kurt Schweidler, Taschler und Pretsch.

Das Essen war unser Thema Nr. 1. Immer wieder malten wir uns aus, was wir essen wollten, wenn wir wieder zuhause wären, und steigerten uns lachend in immer üppigere Bilder hinein. Dennoch, bewußt oder unbewußt, belastete uns die völlige Ungewißheit über unsere Zukunft zutiefst, vor allem während der ersten Monate. Wir waren rechtlos, vogelfrei, die billigsten und immer verfügbaren Arbeitskräfte. Man konnte uns noch lange sehr gut gebrauchen. Ob man uns je entlassen würde? Ständig geisterten Gerüchte herum; unter anderem auch von einem bevorstehenden Abtransport nach Rußland, nach Sibirien!

Anfang November war mein Körper von großen Eiterstellen übersät; allein am linken Unterarm waren es 42. Meine Leistendrüse trat fingerdick, tief blau und steinhart hervor, ich konnte das Bein kaum noch bewegen. Zudem hatte ich Fieber und Krätze. Ich wurde ins Krankenhaus eingewiesen und kam in den separaten Krankensaal für Deutsche. Ursprünglich sollten Deutsche in einem Holzschuppen untergebracht und behandelt werden, aber der alte, humane Chefarzt hatte dies abgelehnt und verhindert. Ich kam recht bald wieder auf die Beine und ging meinen Mitpatienten mit kleinen Hilfen an die Hand. Daraufhin setzte mich das tschechische Pflegepersonal bald regelmäßig für niedrigste Arbeiten im ganzen Kran-

kenhaus ein. Fröh Morgens mußte ich in allen Krankensälen die großen Kachelöfen beheizen, Kohle holen und Asche entfernen, überall das Uringeschirr leeren, dann in der Anrichte helfen sowie Essen verteilen und abräumen, Verstorbene in der Leichenhalle reinigen, rasieren und bekleiden. Ich machte diese Tätigkeiten gern, da sie leichter als die Arbeit im Kohleschacht waren. Bald war ich überall willkommen und beliebt. So wurde meine Entlassung aus dem Krankenhaus stillschweigend bis zum Jahresende hinausgezögert.

In dieser Zeit gab es während der Nachtschicht, in der auch ich zuvor tätig gewesen war, eine heftige Explosion mit mehreren Toten. Die Verletzten wurden bei uns gepflegt. Ein Leidensgenosse aus Odrau, Herr Kumm, hatte sich bei einem Unfall schwer verletzt. Ich pflegte ihn bis zu seinem Tod. - Tschechische Patienten gaben mir öfters einige Süßigkeiten. Ich sammelte sie zusammen mit Rückgängen und überraschte meine deutschen Patienten am Heiligen Abend mit einem Weihnachtsteller mit Naschereien. Das war die einzige Zuwendung und Besonderheit an diesem Abend. So konnte ich die niedergeschlagene Stimmung deutlich aufhellen. Dies war auch für mich die schönste Vor- und Weihnachtsfreude.

Dann kam ich wieder zurück in das Arbeitslager, wo in der Zwischenzeit mein 19-jähriger Bruder eingeliefert worden war. Er war als Soldat in russische Gefangenschaft geraten und dort wegen einer Kriegsverletzung als arbeitsunfähig entlassen und nicht, wie die meisten, in innerrussische Arbeitslager verschleppt worden. Nach einigen Wochen brachte man ihn in ein Gefängnis nach Troppau, wo es ihm allerdings besser ging als bei uns in Poruba.

Ab Frühjahr 1946 begann die Zwangsaussiedlung aller Sudetendeutschen. Damit war für die meisten von uns das Ende der Haft in Sicht. Nicht so für mich, unsere Familie war restlos zerstreut. Von meinem Vater wußte ich nur, daß er sich als Soldat zuletzt im Kessel von Danzig gemeldet hatte. Meine Mutter war aus dem Internierungslager in Odrau in ein Arbeitslager irgendwo in Böhmen verschleppt worden. Wir hatten kein Zuhause mehr, uns konnte man in der Zwangsarbeit noch lange gebrauchen.

Eines Tages im Juni 1946 wurde ich zum Velitel, dem Lagerkommandanten, geholt. Er kündigte mir meine baldige Entlassung an. Ich konnte es nicht glauben, befürchtete einen Irrtum und später die große Enttäuschung! Dennoch keimte ein fassungsloses, tiefes Glücksgefühl. Erst in Odrau erfuhr ich, daß die alte und körperlich hinfällige Frau Rangel, eine gute Bekannte unserer Familie, eine Hilfsperson für die Aussiedlung beanspruchen konnte und mich als solche angefordert hatte. So kam es zu meiner Entlassung. Bei ihr kam ich während der nächsten zwei Monate in Odrau unter.

Da die Amerikaner nach Möglichkeit nur vollständige Familien aufnahmen, konnte ich nun meine Mutter und dann - mit ihr zusammen - auch meinen Bruder zur Aussiedlung freibekommen. Das bereitete allerdings große Schwierigkeiten und mußte erkämpft werden. In diesen Wochen des Wartens erlebten wir die Abfahrt mehrerer Aussiedlungstransporte aus Odrau. Zusammen mit anderen Odrauern standen wir, meine Mutter und ich, an den Gleisen, um unseren Freunden und Bekannten ein letztes Mal zuzuwinken. Aus den offenen Türen der Viehwaggons wurden Tücher geschwenkt, gerufen und gesungen. Gesänge spielten damals eine große Rolle. Mit ihnen konnten wir unsere Gefühle am besten ausdrücken und empfanden dabei unsere Zusammengehörigkeit in der Not. Endlich, am 4.9.1946, mußten auch wir mit einem Sammeltransport aus Troppau unsere Heimat verlassen.

Der Schmerz über die Vertreibung aus unserer Heimat wurde überdeckt von der tiefen Erleichterung und Freude, der Versklavung zu entkommen. Es war eine Fahrt ins Ungewisse, aber eine Fahrt in die Freiheit und nach Deutschland, was immer das damals auch sein mochte. Welch eine Freude, als wir an der Grenze in Furth im Walde erstmals wieder seit langen Monaten auf sicherem Boden standen und hier auch ein erstes Lebenszeichen von unserem Vater vorfanden. Auch er hatte den Krieg heil überlebt. Unsere Familie konnte nun ein neues Leben - von ganz unten - beginnen!

Othmar Krumpholz:

## **Kindheitserinnerungen an Odrau**

Ich wurde im Jahre 1936 in Emaus bei Odrau geboren. Bis 1940 lebten wir bei meiner Großmutter in diesem Flecken mit seinem biblischen Namen. Die Kolonie Emaus gehörte damals politisch zur Gemeinde Klein-Petersdorf und hatte nur wenige Einwohner. Die beiden Gasthäuser Cilek und Mendel am Ort waren vor allem für die Odrauer beliebte Ausflugsziele. Zum Zeitpunkt meiner Geburt leistete mein Vater seinen tschechischen Militärdienst in Olmütz ab. Anschließend war er, wie so viele seiner deutschen Landsleute, arbeitslos. Mit der Eingliederung unserer Heimat in

das Großdeutsche Reich kam für alle Landsleute die große Wende. Für meinen Vater sah sie so aus, daß er einer der ersten war, der bei Kriegsbeginn zur deutschen Wehrmacht eingezogen wurde, von der er nicht mehr heimkehrte. Bei seinem letzten Heimaturlaub war ich gerade 6 Jahre alt, sodaß ich mich heute kaum an ihn erinnern kann.

Im Jahr 1940 zogen wir nach Odrau in die Werdenberger Straße hinter dem Zinshaus. Da ich schon im Kindesalter war und keine Geschwister hatte, mußte meine Mutter in die Optimit zur Arbeit gehen. In ihrer Abteilung wurde Material für die Deutsche Kriegsmarine hergestellt. Die Arbeitsbedingungen waren streng. Mir ist in Erinnerung, daß einmal sofort eine Betriebskontrolle zur Stelle war, als sie daheim blieb, da ich eine längere Krankheit hatte. Meine Mutter mußte in Wechselschicht arbeiten. Hatte sie Spätschicht, ging ich nach der Schule in den Kinderhort, der sich in der Klosterschule befand. Hier gab es für uns eine Mahlzeit. Danach mußten wir unter Aufsicht unsere Schulaufgaben machen. Ich habe diese Zeit in angenehmer Erinnerung, auch wenn sie kein geordnetes Familienleben zuließ, was uns Kindern damals eigentlich nicht bewußt wurde.

Seit 1944 wurde das Leben für mich immer abwechslungsreicher und auch turbulenter. Immer häufiger gab es Fliegeralarm. Für uns Kinder in unserer ahnungslosen Gedankenwelt eine ganz angenehme Situation, denn wir hatten kaum noch geregelten Schulunterricht. Wegen kriegsbedingten Lehrermangels war auch unsere Schulleiterin, Frau Anna Kretschmer, voll beim Unterricht eingesetzt. Einer der Schüler mußte immer im Sekretariat Telefondienst machen, um einen telefonischen Fliegeralarm sofort zu melden. Mit einer großen Glocke lief er dann läutend durch alle Stockwerke des Hauses. Obwohl wir unsere Luftschutzkeller sofort aufsuchen sollten, kamen wir dieser Anordnung meistens nicht nach. Für uns Kinder war ein Fliegeralarm mehr Sensation als Ernstfall, denn Bomben waren bis dahin bei uns noch nicht gefallen. Die Gefahr war uns nicht bewußt.

Aber dann kam der Tag X. Es war ein herrlicher Sonnentag und über Odrau flogen endlose Bombergeschwader in Richtung Ober-Schlesien. Plötzlich sahen wir, daß ein Flugzeug inmitten einer Fliegerstaffel eine Rauchfahne hinter sich her zog. Unter ihm waren kleine schwarze Punkte zu sehen, die wir nicht gleich als Bomben identifizieren konnten. Das Flugzeug war angeschossen und wollte seine Bombenlast loswerden. Zum Glück trafen sie nicht die Stadt, sondern gingen im Wald in der Nähe des Hennhofs nieder. Der Luftdruck war so stark, daß wir alle umhergeschleudert wurden. Auch dieses Ereignis war für uns Kinder eine Sensation. Kaum war die Einschlagstelle der Bomben freigegeben, setzte auch schon

ein Besucherstrom ein, denn jeder wollte den Bombentrichter sehen und einen möglichst großen Bombensplitter aus einem der Bäume ergattern.

Wie erwähnt, haben wir Kinder fast nie einen Luftschutzkeller in der Stadt aufgesucht. Für uns war es interessanter, in einem Strauch oder unter einer kleinen Bachbrücke oder Kornpuppe auf dem Feld das Geschehen am heimatlichen Himmel zu beobachten. Vor allem war man dann gleich zur Stelle, um abgeworfene Flugblätter der Feindflugzeuge einzusammeln. Das war natürlich aus Gründen der Propaganda streng verboten.

Eine interessante Abwechslung war für uns Kinder damals auch die Instandsetzungs-Werkstätte für Kriegsmaterial, hauptsächlich für Panzer, in der Ziegelei an der Straße nach Fulnek. Die Mannschaft war in der Schießstätte untergebracht. Bevor ein Fahrzeug wieder zum Fronteinsatz kam, wurde es auf seine Tauglichkeit erprobt. Bei diesen Probefahrten durften wir Kinder manchmal mitfahren. Welch ein tolles Erlebnis für uns!

Diese interessante und abwechslungsreiche Zeit war nur von kurzer Dauer. Gegen Ende des Jahres 1944 erkannten auch wir Kinder bald immer mehr den Ernst der Lage. Anfang 1945 war Kanonendonner aus östlicher Richtung immer stärker und ohne Unterbrechung zu hören, Tag und Nacht. Alle sahen sich fragend an und keiner wagte, seine Gedanken auszusprechen. Mit dem Näherrücken der Front wurde in unserer Schule ein Feldlazarett eingerichtet. Wieder gab es für uns Kinder Interessantes zu sehen, aber diese Bilder machten auf uns einen gänzlich anderen Eindruck, als noch vor einem Jahr. Schwerverletzte, Amputierte, blutdurchtränkte Verbände, das war der Krieg! Erschütternd war für mich auch die endlose Schar erschöpfter Kriegsgefangener, die an der Optimit vorbeizogen und von der Wachmannschaft vor unseren Augen erschossen wurden, wenn sie nicht mehr weiter konnten. Oft haben wir ihnen ein Stück Brot zugeworfen, das uns Leute zusteckten. Diese Geste war sehr gefährlich, denn die Wachmannschaften waren brutal und gleich mit dem Gewehrkolben zu Hand. Der Kanonendonner aus dem Osten kam immer näher und wurde lauter. Unsere Sensationlust war längst geschwunden und Angst und Ungewißheit machten sich breit, obwohl wir den wahren Ernst der Lage noch garnicht erfassen konnten.

Die letzten Tage des Krieges verliefen in heillosem Durcheinander. Endlose Trecks deutscher Flüchtlinge aus Schlesien, dazwischen Hunderte von Kriegsgefangenen, und nicht zuletzt die zurückweichende deutsche Wehrmacht verstopften alle Straßen in Richtung Westen. Hinzu kam die Fluchtwelle der Einheimischen. Greueltaten der russischen Soldaten, vor allem

gegenüber Frauen, wurden berichtet, und viele versuchten, dieser Gefahr durch Flucht zu entkommen. Auch meine Mutter meinte, wir müßten fliehen. So packte sie unseren Handwagen voll mit allem Möglichen, setzte mich oben drauf, dann ging es ab in Richtungs Jogsdorf. Unterwegs sahen wir die Flakstellungen der Deutschen Wehrmacht entlang der Straße.

Kaum hatten wir sie passiert, ging das Donnerwetter los. Prompt kam die Antwort der Russen. Granaten flogen über uns und schlugen in Höfe ein. Meine Mutter drehte durch und wollte in Höhe des Steinbruchs mit mir in die Oder springen. Aber ich riß mich los und versteckte mich in Panik. Als es wieder ruhiger wurde, fand mich meine Mutter. Sie beschloß, wieder zurück nach Odrau zu gehen.

Zuhause durften wir unsere Wohnung nicht mehr betreten. Deutsche Soldaten lagen schon in Kampfbereitschaft in unserem Haus. So zogen wir weiter zu Verwandten in Emaus. Auch hier war alles voller Soldaten. Sie setzten sich aber nachts ab und ließen unnötiges Material und einen Teil der Uniformen zurück. Wir beschlossen, zu Verwandten nach Wessiedel zu flüchten. Dort versteckten wir uns in einem Kartoffelkeller. Die ganze Nacht war ein Kommen und Gehen.

Am Vormittag war es unheimlich ruhig. Plötzlich sahen wir eine Pelzmütze vor dem Fenster. Voll Schrecken rannte alles in den Hof. Ich rannte mit, wurde aber umgestoßen und flog hin. Jemand hob mich auf, half mir, und als ich mich umwandte, Welch eine Überraschung: Es war ein russischer Soldat! Alle waren beruhigt und dachten, wenn die Russen so sind, wird es halb so schlimm werden. Aber bald wurden sie eines anderen belehrt. Die Soldaten der kämpfende Truppe benahmen sich taktvoll. Der folgende Trupp war schon nicht mehr so freundlich. Er nahm alle Pferde aus dem Stall mit. Aber sonst blieb es erträglich, sodaß die Gruppe aus Emaus beschloß, wieder nach Emaus zurückzukehren.

Mit Kindern waren wir eine Gruppe von sieben Personen. Auf dem Weg hinter einer Biegung sahen wir plötzlich eine endlose Kolonne russischer Fahrzeuge vor einer geschlossenen Panzersperre. Die Erwachsenen wurden gezwungen, die schweren Stämme der Sperre wegzuräumen. Danach fragten die Russen, ob nach der Sperre Minen verlegt wären. Wir wußten es nicht. So mußten wir uns am Straßenrand aufstellen, zum Erschießen bereit. Derweil wurde der einzige Mann unserer Gruppe auf den Kühler des ersten LKW gebunden. Er wäre sofort tot gewesen, hätte der LKW eine Mine berührt. Uns hätte man danach erschossen, so hieß es.

Gott sei Dank war die Straße nicht vermint und wir durften weiterziehen. Unterwegs viele russische Soldaten, die offensichtlich schon stark

angetrunken waren. Um ihren Belästigungen zu entgehen, nahmen wir einen Weg durch den Wald und wagten erst in der Nacht, nach Emaus zurückzukehren und uns in einer Scheune zu verstecken. Im Ort war der Teufel los. Die Russen feierten ihren Sieg mit einer Orgie von Wodka. Wir hatten Angst, daß sie in ihrer Begeisterung die Scheune anzünden würden. So gingen wir wieder hinaus. Einer der Russen packte mich im Suff und hob mich über einen offenen Brunnen mit den Trostworten, er wäre nicht wie die deutschen Soldaten, die Kinder in den Brunnen geworfen hätten. Gegen morgen legte sich der Spuk, fast alle waren betrunken und schliefen.

Drei Wochen blieben wir noch in Emaus, dann kehrten wir zurück nach Odrau. Als erstes hörten wir, daß unsere Nachbarn auf bestialische Weise ermordet worden waren. Man vermutete einen Racheakt, aber Aufklärung erfolgte nicht. Die folgenden Monate waren voll des Schreckens, da Tschechen unsere Stadt besetzten und grausam herrschten. Hierüber habe ich in den „Erinnerungen an Odrau“ in meinem Beitrag „1946 - mein Schicksalsjahr“ berichtet. Meine Mutter und ich überlebten. Wir waren dankbar, daß wir nach der Vertreibung aus unserer Heimat ein neues Leben beginnen konnten.

Walter Honisch:

## **Von Odrau über Ostdeutschland in der Westen**

Ich verlebte eine wunderschöne Jugendzeit in Odrau. Nach dem Abschluß der Hauptschule 1943 bekam ich eine Lehrstelle als Betriebselektriker in der Firma Optimit. Es war eine abwechslungsreiche Lehrzeit, doch schon im Oktober 1944 wurde ich in das Ausbildungslager Wischau bei Brünn einberufen. Ich war damals 15 Jahre alt. Wir erhielten eine harte vormilitärische Ausbildung. Im Januar 1945 folgte die Einberufung zum Arbeitsdienst. Spaten bekamen wir nicht zu sehen, dafür umso mehr Gewehre. Nach knapp zwei Monaten wurden wir nach Jüterbog in Marsch gesetzt.

Die Front kam immer näher, bald hatten wir den ersten Fronteinsatz. Dabei wurde mein MG-Schütze I verwundet, für ihn war der Krieg vorbei. Gegen Abend waren wir von unserem Zug nur noch zu zweit übrig geblieben.

ben. Wir schlossen uns einer SS-Gruppe an. Als Jüngster wurde ich „Bubi“ gerufen und alle paßten auf mich auf. So habe ich das heillose Durcheinander der letzten Wochen überstanden.

In der Nähe von Genthin an der Elbe geriet ich in russische Gefangenschaft. Essen erhielten wir nicht, und wollten uns mitleidige Frauen etwas Nahrung oder Getränk zustecken, wurde uns das aus der Hand geschlagen, wenn die Posten es bemerkten. Da gelang es mir zu fliehen. Hinter uns war plötzlich eine Schießerei entstanden. Mit drei Kameraden nutzte ich die Verwirrung, hechtete in ein Gestrüpp am Wegrand und rollte die Böschung hinab in einen Bach. Die Russen merkten es nicht. Stundenlang lagen wir im Wasser, zitternd vor Kälte, und warteten, bis sich die Situation beruhigt hatte und wir abhauen konnten. Bald trennten wir uns und jeder versuchte sein Glück allein. Ich wollte zurück nach Odrau.

Die ersten zwei Tage schlief ich im Wald und traute mich nur nachts auf den Weg. Am dritten Tag wagte ich mich zu einem Haus am Dorfrand, wo eine Frau in ihrem Garten arbeitete. Sie wollte mir helfen und gab mir einen Schlosseranzug, sodaß ich meine Uniform los war, sowie eine Schachtel Zigaretten und ein Päckchen Zwieback. In Zivilkleidung wagte ich mich auf die Straße und schloß mich einer Breslauer Familie an. Der Mann hatte sich in einer verlassenen Bürgermeisterei selbst einen Flüchtlingsschein ausgeschrieben, auf dem er auch mich eintrug. In Hirschberg gingen wir zur russischen Stadtkommandantur und baten um einen separaten Passierschein für mich, da sich unsere Wege trennten. Es dauerte einen ganzen Tag, bis ich das Dokument erhielt. Ich meinte, daß mir nun nichts mehr passieren könnte. Ich täuschte mich.

Auf polnischen Gebiet ging ich einmal eine Kirschenallee entlang. Ich konnte nicht widerstehen und stopfte mir auch noch die Taschen voll Kirschen. Zwei polnische Milizsoldaten stoppten mich, verlangten meine Papiere, deuteten auf meine Taschen und sagten: „Du hast polnisches Eigentum gestohlen, Du wirst erschossen!“ . Im nächsten Dorf mußte ich mich an ein Scheunentor stellen, mit dem Gesicht zur Wand. In mir war große Leere: Bis hierher hast du es geschafft, und jetzt soll alles vorbei sein? Ich konnte keinen anderen Gedanken fassen. - Dann ein Feuerstoß aus zwei MPs und das Gelächter der beiden. Ich bekam noch eine Tracht Prügel, dann konnte ich meinen Weg fortsetzen.

Bei Troppau betrat ich tschechischen Boden und fuhr die letzten km mit dem Zug nach Hause. Bei meinen Eltern war die Freude groß, denn sie hatten ein halbes Jahr lang nichts von mir gehört. Dann kam die Auswirkung der Strapazen. Eine Lungenentzündung warf mich vier Wochen lang dar-

nieder. Danach half ich mit anderen Deutschen beim Wiederaufbau von Brücken zwischen Jogsdorf und Dobischwald und in Kunzendorf.

Eines Abends donnerte es gegen unsere Haustür. Ein Mann der Miliz holte meinen Vater und mich ab ins Internierungslager. Mein Vater durfte am nächsten Tag wieder heim, da er vor dem Krieg Mitglied der kommunistischen Partei gewesen war und jetzt zum Antifa-Kreis zählte. Mich aber behielt man dort. Im Lager wurde ich zu den verschiedensten Arbeiten eingeteilt. So mußte ich einmal für mehrere Wochen in einem Malergeschäft arbeiten, das Herr Klevar von einem Deutschen übernommen hatte. Doch eines Tages sagte er mir, daß er mich nicht behalten könne, da das Lager zuviel Geld für mich verlange. Ich selbst erhielt natürlich keinen Pfennig für meine Arbeit. Trotzdem schade, die Arbeit hatte mir gefallen.

So war ich wieder im Lager. Eines Morgens wurden vier Gefangene ausgesucht, zu denen außer mir Schuldirektor Böhm und Lehrer Rohleder gehörten. Wir mußten zum Spital, von dort hatten wir einen Sarg zum Friedhof zu tragen. Ein tschechischer Pfarrer ging voran. Danach hatten wir den Toten zu beerdigen. Einmal wurde ich zum Abfahren von Schutt eingeteilt. Ein Haus hatte einen Treffer abbekommen und wurde abgerissen. Zehn gefangene Frauen mußten den Wagen mit Schutt ziehen, ich lenkte. So fuhren wir durch die Stadt. Dann kam der Tag, an dem ich zusammen mit anderen Internierten einem Arzt vorgestellt wurde. Den Grund merkten wir erst später: Es war die Tauglichkeitsuntersuchung für Arbeit unter Tage.

Ein Milizmann brachte mich nach M.-Ostrau zum Schacht Trojice, in dem ich in den folgenden Monaten nur in der Nachtschicht zu arbeiten hatte. Ich war der einzige Odrauer. Der Hauer, dem ich zugeteilt wurde, war ein gemütlicher Mann und kein Deutschenhasser. Aber im Lager bekam ich zweimal den Gewehrkolben zu spüren, da ich mich aus lauter Müdigkeit in meinen Klamotten auf das Bett gelegt hatte. Eines Morgens wurde ich nach der Nachtschicht aus dem Schlaf gerissen: „Pack deine Sachen und komm ins Postenhaus!“ Dort erwartete mich ein Milizer aus dem Odrauer Lager. Da wußte ich, daß es wieder nach Odrau geht. Am Bahnhof erwartete mich meine Mutter, ich mußte nochmals zur Abmeldung ins Lager, dann durfte ich heim.

Der Abtransport der Deutschen aus Odrau war bereits im Gange. So kam auch für uns der Tag, an dem wir Abschied von Odrau nehmen mußten. In Viehwaggons ging es in die russisch besetzte Zone. Nach einer Irrfahrt kamen wir einen Monat später in Reichenbach im Vogtland an. Wir mußten in einer Turnhalle campieren, bis uns eine Wohnung zugeteilt wurde. Was nun folgte, war eine schlimme Zeit.

Die Meinung der einheimischen Bevölkerung zu uns war anfangs nicht gerade gut. Man nannte uns „Beutegermanen“, wir sollten wieder dorthin, wo wir herkamen, und ihnen nicht noch das bißchen Lebensmittel „wegfressen“. Natürlich ging es auch ihnen ganz schlecht, auch sie hungerten. Bei uns war abends der letzte Gedanke und morgens der erste, wo wir etwas Eßbares bekommen könnten. Ein Odrauer Ehepaar, dessen Namen ich nicht nenne, hat den Verlust der Heimat, die Hoffnungslosigkeit und das Hungern und Frieren nicht ertragen können und beging Selbstmord. Meine Mutter war bei ihrem Begräbnis. Schrecklich.

Unsere Wohnung war ein Eiskeller. Im Winter glänzte morgens der Rauhrefrost an den Wänden, und Limo-Flaschen zerplatzten. Mein Großvater kam tagsüber zum Aufwärmen in unsere Küche, den einzigen Raum, den wir etwas erwärmen konnten. Manchmal brachte er 2 oder 3 Preßkohlen mit, die er irgendwo requiriert hatte. Nachts wagten es einige Frauen, am Bahnhof Kohlen zu klauen, möglichst dann, wenn Herr Sch., auch ein Odrauer, dort als Bahnpolizist Dienst hatte. Er drückte ein Auge zu.

Ich bekam eine Lehrstelle bei Fichtel und Sachs, sodaß ich mein zweites und drittes Lehrjahr beenden konnte. Danach ließ ich mich im Uranbergbau bei der AG Wismut einstellen. Sie hatte mit guten Verdienstmöglichkeiten und Vergünstigungen geworben. Da unser Elend nach der Vertreibung schon drei Jahre dauerte, hoffte ich, meine Familie mit Lebensmitteln unterstützen zu können. So war es dann auch. Bei meinem ersten Urlaub konnte ich meiner Familie Marken für 80 l Milch und weitere Lebensmittelmarken mitbringen, die ich zum größten Teil am schwarzen Markt gekauft hatte. Die Polizei hielt sich dem Schwarzmarkt fern, da man ihnen Prügel angedroht hatte. Und wir Kumpel hielten zusammen wie Pech und Schwefel. Es war wie im Wilden Westen!

1953 heiratete ich. Mein Schwager, der schon 1950 in den Westen gegangen war, riet mir zur Flucht. Ich hätte es gerne gemacht, aber mein Bruder studierte damals an der TH in Dresden. Ich hätte ihn mit der Flucht gefährdet, als Mitglied einer solchen Familie hätte er nicht studieren dürfen. So blieb ich im Osten. 1984 starb meine Frau. Vier Jahre später heiratete ich wieder. Diesmal beantragten wir die Ausreise. Man ließ uns lange warten. Nach zwei Jahren, bevor wir die Genehmigung erhielten, fiel die Mauer und die Grenze wurde geöffnet. So zogen wir zur Schwester meiner Frau ins schöne Moseltal.

Meine Tochter habe ich ungern verlassen, sie hat sich damit abgefunden. Inzwischen haben wir hier einen Freundeskreis aufgebaut und fühlen uns wohl. In den Osten möchte ich nicht mehr zurück, aber meine Gedanken weilen oft im Vogtland und natürlich auch in meiner Heimatstadt Odrau.

Wolfgang Hauke:

## Von Odrau über das Pankratz-Gefängnis in den Westen

Die „Erinnerungen an Odrau“ regten mich an, in den hinterlassenen Unterlagen meines Vaters Egon Hauke, geb. 1896 in Troppau, Apotheker am Stadtplatz in Odrau, zu blättern. Dabei entdeckte ich wieder die Kopie eines Briefes von ihm an seine Schwester in Wien vom 29.9.1946, in dem er die Umstände seiner Flucht und die Zustände in der Gefangenschaft beschreibt:

„Nachdem Trude mich mit Heidl und Gerda am 25. März, einem Sonntag, verlassen hatte, ich sie noch bis Zauchtel begleitet habe, war für mich eine öde Zeit angebrochen. Ich fristete einsam mein Dasein, war aber trotzdem froh, daß meine Familie weg war, denn die Front näherte sich unaufhaltsam, der Kanonendonner verstärkte sich von Tag zu Tag, Troppau wurde eingenommen, wenig später Mähr. Ostrau, dann nach weitgehender Zerstörung Wagstadt und schließlich ebenso Fulnek. Auch für Odrau schien das gleiche Schicksal bevorzustehen. Immer mehr Bewohner verließen zunächst mit der Bahn, später hauptsächlich mit Fahrzeugen der Wehrmacht die Stadt, bis am Samstag den 6. Mai sich die Russen vom Norden aus Richtung Fulnek der Stadt näherten. Wir konnten die Kampfhandlungen der Infanterie und der Panzer anfangs von den nordwärts gerichteten Fenstern beobachten, gegen Mittag aber leiteten die Russen ziemlich starkes Feuer auf die Stadt, das uns zwang, die Keller aufzusuchen. Ich war mit einigen Bekannten im Keller des Fachl. Thomanek. Tagelang wußte ich nicht, ob ich meine Sicherheit im Verbleiben in Odrau oder im Verlassen der Heimat suchen sollte, und wenn ich mich vorher unter fremden Einfluß für das erstere entschieden hatte, so kam mir im letzten Augenblick die Überzeugung, daß ich meiner Familie nur dann nützen könne, und darum ging es mir schließlich, wenn es mir gelingt, zu ihr zu gelangen. So faßte ich zur Zeit, als die Russen schon am nördlichen Stadtrand, also beim Bahnhof, standen, den Entschluß, Odrau zu verlassen. Roth, Thomanek und Türk schlossen sich mir aus freien Stücken an, wir nahmen das schon lange vorbereitete Fluchtgepäck und gingen zunächst durch die unter Ari-Feuer liegende menscheleere Stadt, dann durch den Scheuergrund gegen Dobischwald. Aus dem Tal herauf hörten wir ununterbrochen die Detonationen, darunter eine besonders heftige, wahrscheinlich die Sprengung der

Johannisbrücke. Wir nahmen an, daß Odrau, gleich den anderen Städten, in Schutt und Asche gelegt werde und wurden dadurch in unserem Entschluß, nicht zurückzukehren und unsere Familien aufzusuchen, nur bestärkt. Mit Türk blieb ich nun auch weiterhin beisammen, während uns die beiden anderen Kameraden, die schwerfälliger waren, recht bald abhanden kamen. Wir benutzten nun neben Schusters Rappen zum Vorwärtskommen allerhand Wehrmachtsfahrzeuge, gelangten am ersten Tag bis Bodenstadt, fuhrten dann südlich an Olmütz vorbei, das unter Beschuß lag und eine riesige Rauchentwicklung zeigte, südlich des gleichfalls an mehreren Stellen brennenden Sternberg, dann über Litten, Müglitz und Mähr. Trübau, immer nur 8-9 km hinter der Front, die sich bei dem raschen Vordringen der Russen von NW unaufhaltsam näherte. In Mähr. Trübau schiefen wir kurz bei einem Kollegen, am Morgen trafen wir in der Stadt Dr. Bahner mit Gattin, seinem ältesten Sohn und seiner Hausgehilfin, gleich uns auf der Flucht. Wir kamen nun immer mehr in den Wirrwar der auf dem Rückzug befindlichen Wehrmacht hinein. Gelangten nach Zwittau, dann ins Protektorat, wo schon die blau-weiß-roten Trikoloren wehten. Aber am nächsten Tag, dem 9. Mai, unbegreiflicherweise wieder eingezogen wurden. Türks Vorschlag, in Zwittau zu bleiben, billigte ich nicht, ich hoffte unter allen Umständen, noch nach Aussig zu gelangen, da die ganze Gegend noch von deutschen Truppen erfüllt war und sich nach Betreten des Protektorats keine weitere Annäherung der Front mehr bemerkbar machte. Freilich zeigte sich bald ein weiteres Eindringen der Russen von Süden her, wir mußten einen schweren Luftangriff über uns ergehen lassen, ein Zurück gab es nicht mehr und das Durcheinander wurde immer größer. Die Kolonnen fuhrten auf den mit hohem Staub bedeckten Landstraßen oder auch quer über die Felder, dicht gedrängt, und immer mehr Fahrzeuge, Waffen und Ausrüstungsgegenstände, später auch Tanks, säumten die Wege. Es war kein erhebender Anblick, dieses Ende nach sechsjährigem Kampfe. Jede Führung fehlte schon, es gab keine Nachrichtenübermittlung mehr, sodaß niemand mehr wußte, wo und von welcher Seite mit dem Auftreten der Russen zu rechnen sei, denen zu entgehen das Bestreben aller war, alles strebte nach dem Westen, den Amerikanern entgegen. Das Durcheinander fand ein Ende, als wir in dem Dorf Ceslan doch von den Russen in Empfang genommen wurden, die die Wehrmachtsnagehörigen entwaffneten, während für Zivilisten Autobusse zur Verfügung gestellt wurden zur Fahrt nach Prag, dazu Passierscheine zum Intern. Roten Kreuz. Ich war dafür, nicht nach Prag, sondern nach Aussig zu fahren. Leider fand mein Vorschlag keinen Anklang, da die etwa 40 Insassen unseres Autos Vertrauen in den Schutz des Roten Kreuzes setzten. Dies erwies sich als schwerer

Irrtum, das Rote Kreuz erwies sich als rein tschechische Organisation, die den Schutz der Deutschen unter Hinweis auf Verfehlungen auf deutscher Seite rundweg ablehnte. Ein angeheiterter Angestellter der Prager Gasanstalt, der sich als unser Protektor aufspielte, geleitete uns zu dem Internierungslager Hagibor, vor dessen Tor wir im Morgengrauen des 11. Mai auf die Aufnahme warteten. Ich hatte nun nicht die Absicht, mich kurzerhand gefangen zu geben. Angesichts der Wächter mit ihren Gewehren kletterte ich auf das Dach des Wagens, nahm den Hauptteil meines Gepäcks an mich, ließ zurück, was ich nicht für unbedingt nötig hielt, und es gelang mir, mich in die eben erwachende Stadt zu entfernen. Ich kam bald in bekannte Gegenden, sah an Pflasterbarrikaden und zahlreichen zerstörten oder ausgebrannten Gebäuden die Folgen der vorausgegangenen Kämpfe, von denen uns während unserer Fahrt keine Nachrichten erreicht haben. Meine Aussichten, nach Aussig zu gelangen, wurden immer geringer, ich wollte die 80 km zu Fuß zurücklegen, was an sich kein Problem gewesen wäre, ich hätte es in zwei Tagen geschafft, aber ich hatte nur deutsches Geld und keine Lebensmittel, vor allem aber waren die Ausfallstraßen besetzt. Schließlich ging ich auf ein Polizeikommissariat, um mich über die Möglichkeiten einer Fahrt nach Aussig zu erkundigen, ob dieser Schritt richtig oder falsch war, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls änderte es nichts an dem Schicksal, das mir wie allen Deutschen in der feindlichen Stadt bevorstand, ich wurde sogleich verhaftet. Das Bewußtsein, in eine Falle geraten zu sein, aus der es vielleicht auf Jahre hinaus keine Befreiung gab, meiner Familie nicht mehr beistehen zu können, raubte mir fast die Besinnung, ich versuchte zweimal, ein Ende zu setzen, es war mir nicht möglich. Am nächsten Tage spät abends wurde ich mit vielen anderen Deutschen in die Haftanstalt Pankratz eingeliefert, ich hatte schon die Nummer 1595, später sollen dort gegen 6000 Männer und Frauen eingesperrt gewesen sein. Ich verbrachte zunächst fünf Wochen im Krankenhaus der Anstalt, dann wurde ich in eine Zelle gebracht, die ich bei einem Ausmaß 2,20 zu 4,20 m mit fünf bis sechs Kameraden teilte. Wir konnten die Zelle nur für ½ Stunde im Tag verlassen, das Schlimmste aber war der Hunger. Schlecht war das Essen ja nicht, aber durchaus unzureichend selbst für schwächste Esser. Ein Glück war es nur, daß ich stets mit tüchtigen, ja wertvollen Menschen beisammen war, sodaß wir uns nach Möglichkeit die Zeit verkürzen konnten, dabei mancherlei Gewinn erzielten. Von Mitte August an besserte sich die Lage insofern, als ich wie viele andere auf Arbeit ging. Ich arbeitete anfänglich in einem Textilienlager in Holleschowitz, später in einem Lebensmittellager in Serichow, von Mitte Oktober war ich beim Sortieren von Arzneimitteln eingesetzt im ehemali-

gen Carolinum am Obstmarkt. Die Arbeiten waren zum größten Teil nicht schwer, besonders die letzte war recht angenehm, der größte Vorteil aber bestand in der zusätzlichen Verpflegung, die wir erhielten. So tat es mir nach der Lage der Dinge geradezu leid, als wir aus Pankratz in das Arbeitslager Hradischko, etwa 30 km südlich von Prag kamen, es war dies drei Wochen vor Weihnachten. Hier gab es wesentlich schwerere Arbeit, Straßenbau, Steinbruch und dergl., dabei war die Verpflegung noch viel spärlicher als in Pankratz. Die Folge davon war, daß ich vollkommen verschwächte, ich hatte überdies im Oktober mehrere Tage auf beinahe 40° gefiebert. Vermutlich war es eine Grippe, von der ich mich noch nicht ganz erholt hatte. Ich konnte kaum noch gehen und wurde nur noch im Lager selbst zu leichteren Arbeiten verwendet. Ich muß daher nochmals betonen, daß erst eure Pakete, dazu die Beschaffung von Kartoffeln, die mir dann gelang, sowie eine geringe Besserung der Verpflegung mich wieder halbwegs auf die Beine brachte. Ein großer Vorteil im Lager war jedoch, daß wir einmal im Monat schreiben und auch Post empfangen konnten. Von Pankratz aus war dies vollkommen unmöglich, trotzdem habe ich vom Obstmarkt durch einen entgegenkommenden Velitel einen Brief hinausgeschleust, u.z. nach Aussig, denn es schien mir undenkbar, daß ihr in die Heimat zurückgekehrt sein könnt. So schrieb ich auch von Hradischko zunächst an Julie. Der weitere Verlauf meines Schicksals ist euch nun wohl bekannt. Ich selbst war ja schon im Herbst 1945 der Überzeugung, daß die Aussiedlung das günstigste sei, was wir zu erwarten hätten. Es sollte freilich noch ein halbes Jahr dauern, bis es dazu kam. Am 25. April war unsere Leidenszeit zu Ende und wir kamen ins Abschublager Modran, von wo wir am 1. Mai die Fahrt ins Reich antraten, wo wir nun vor der nicht leichten Aufgabe stehen, ein neues Leben zu beginnen.

Nun ist es genug des Geschreibsels, vielleicht interessiert es Euch ein wenig, erzählen könnte ich das hundertfache davon, aber wann wird Gelegenheit dazu sein? Entschuldigt bitte die Bleistiftschrift, aber das Papier trägt keine Tinte und ein besseres Papier steht mir nur in unzureichendem Maße zur Verfügung.“

An den Aufzeichnungen habe ich nichts geändert, vermutlich aber sind nicht alle tschechischen Bezeichnungen korrekt wiedergegeben. - Aus Bemerkungen meines Vaters ließ sich entnehmen, daß sich die Gefangenschaft wesentlich leidvoller vollzogen hat, als es aus der eher sachlichen Darstellung hervor geht. Er sprach nur in den ersten Jahren bruchstückhaft von den Unmenschlichkeiten der Bewacher, von den fürchterlichen Mißhandlungen und Prügelsszenen, denen die Deutschen erst auf den Straßen Prags und dann im Gefängnis Pankratz ausgesetzt waren.

Mein Vater strebte nach Aussig, weil meine Mutter mit meinen beiden kleinen Schwestern dorthin zu Verwandten geflohen war. Einige Wochen nach Kriegsende ist es ihnen gelungen, nach Odrau zurückzukehren. Die Apotheke am Stadtplatz war von Russen besetzt, deshalb bemühte sich meine Mutter, die auch Apothekerin war, die Bevölkerung notdürftig von der Apotheke des Krankenhauses aus zu versorgen. Nach einigen Wochen wurde sie jedoch ohne eine Vorwarnung von der Miliz verhaftet und ins Odrauer Gefängnis verbracht. Meine beiden Schwestern (damals zwei und sieben Jahre alt) blieben allein zurück und wurden zunächst von einer hilfsbereiten Nachbarin, Frau Türk, aufgenommen. Nach einiger Zeit fanden sie den Weg zu meiner Tante nach Troppau. Meine Mutter wurde dann täglich, morgens und abends, von einem bewaffneten Polizisten durch Odrau zur Dienstleistung in die jetzt von einer Tschechin betriebene Apotheke geführt.

Die Vertreibung im Juni 1946 empfanden wir als Erlösung. Im Westen trafen wir meinen Vater, der die Hölle von Prag überlebt hatte. Es war ihm vergönnt, nochmals in seinem Beruf beginnen zu können, erst als Angestellter und nach wenigen Jahren als Besitzer einer eigenen Apotheke. Auch wenn die Heimat verloren war, fanden meine Eltern hier doch noch ein zufriedenstellendes Leben.

Adolfine Bruder:

## **Mein Erlebnis von Flucht und Vertreibung 1945/46**

Seit Anfang des Jahres 1945 waren immer wieder traurige Karawanen von Flüchtlingen aus den Ostgebieten auch durch unseren Ort Wolfsdorf gezogen. Der Krieg kam immer näher und die Angst unter den Menschen wurde immer größer. Am 2. Mai 1945 mußten auch wir uns auf Befehl der deutschen Verwaltung der großen Flucht vor der sich nähernden Kampffront anschließen. Das war vor allem eine Aufgabe für die Frauen, denn die meisten Männer des Dorfes waren schon seit Jahren bei der Wehrmacht.

Wir, meine damals 21-jährige Tochter Inge und ich, packten Proviant auf unsere Fahrräder. Kleider und sonstige wichtige Dinge übernahmen

meine verheirateten Schwestern. Familie Gold, die sechs Kinder im Alter zwischen einem halben und dreizehn Jahren hatte, packte ihre Habseligkeiten auf einen von drei Pferden gezogenen Wagen, und Familie Bayer mit drei Kindern im Alter von vier bis dreizehn Jahren zog mit einem Rindergespann los. Der übrige Hausrat wurde in Kisten vergraben. Unser Ziel sollte zunächst das Waldgebiet von Christdorf bei Bärn in der Nähe der Straße Troppau/Olmütz sein. Es ging nun über Dörfel, Wigstadt in Richtung Bautsch ins Gebirge.

Wir übernachteten in Scheunen. Die Bevölkerung jedes Ortes war sehr aufgeregt. Morgens mußten wir immer schnell fort. Als wir den Berggeist im Altvatergebirge zwischen Römerstadt und Mähr. Schönberg überführen, hieß es, daß die Russen schon kämen. Unsere Angst wurde immer größer. So fuhren wir, ohne meinen Schwestern etwas zu sagen, nach Westen und kamen am 8. Mai in Hauptmannsdorf bei Braunau bei Familie Treutler an, wo Inge ein Jahr zuvor eine Lehrzeit absolviert hatte. Doch die Angst vor den Russen trieb uns weiter.

Deutsche Soldaten nahmen uns mit. In der Nähe von Trautenau verlor ich Inge durch eine Panne. Ich weinte, aber die Soldaten sagten mir, daß sie im nächsten Auto sei. In Jungbunzlau waren wir wieder beieinander. Mit einem Treck ging es über Melnik bis zur Straße Prag-Außig. Dort waren die ersten Russen. Dann fuhren wir in einem Autobus bis Eger. Bei einer Kontrolle wurden die jüngeren Leute aussortiert. Mit einem tschechischen LKW wurden wir aufs freie Feld gebracht. Dort mußten wir absteigen, weil das Fahrzeug gebraucht wurde. Große Verzweiflung brach aus. Wir blieben in einer Gruppe von sechs bis sieben Frauen zusammen und warfen alles Überflüssige fort. Wir bekamen von einem Mann und einer Frau, die auf einem Feld arbeiteten, Wasser und ein Stück Kuchen. Daraufhin schlossen wir uns deutschem Militär auf der Straße Prag - Aussig an. Die Nacht verbrachten wir im Straßengraben.

Am Morgen des 12. Mai kamen wir in Theresienstadt an. Dort war die Hölle los. Aus allen Gassen und Winkeln kamen Tschechen und fielen über uns Deutsche her. In kurzer Zeit hatten wir nichts mehr als unsere Kleider am Leib. Nachdem wir in einen Hof getrieben worden waren, rechneten wir nicht mehr damit, mit dem Leben davonzukommen. Deutsche Soldaten wurden blutig geschlagen, jedoch die Zivilisten davongejagt.

Der Krieg war inzwischen zu Ende, an eine weitere Flucht in den Westen nicht mehr zu denken, also gab es nur noch ein Ziel: nach Hause. Wir kamen über die Elbbrücke nach Leitmeritz. Hier war zwar alles ruhig, aber überall große Verwüstung. Im Haus einer Jüdin wuschen wir uns. Sie gab uns Verbandszeug und bat uns fortzugehen. Sie machte uns allen das

Kreuzzeichen auf die Stirn und sagte zu uns: „Geht in Gott“. Ein Mann gab uns eine Landkarte. Am Abend erreichten wir Maschkowitz und am Sonntag kamen wir an einen Bahnhof. Montags konnten wir nach Reichenberg abfahren. Am nächsten Tag waren wir in Turnau. Dort wurden wir nach Nationen sortiert.

Wir hatten eine Fahrtbescheinigung mit vier Frauen, zwei aus Ostrau und zwei aus Neutitschein. Für eine Strecke, die man mit dem Zug an einem halben Tag bewältigen könnte, benötigten wir fünf Tage. Die vier Begleiterin hatten wir bald aus den Augen verloren. Am Samstag morgen kamen wir hungrig und elend in Zauchtel an und gingen zu Fuß über Fulnek nach Wolfsdorf. Unsere liebe Heimat war stark zerstört. Meine Schwestern kamen am Dienstag nach Pfingsten nach Hause zurück. Familie Bayer hatte ihre Kühe und Familie Gold zwei Pferde gerettet. Wir hatten überlebt und wollten alles wieder aufbauen. Doch es kam anders.

Mein Mann kam am 30. Mai, von Schlägen und Mißhandlungen gezeichnet, von seiner Militärdienststelle bei Königgrätz heim. Am nächsten Vormittag kamen schon zwei Tschechen und holten ihn nach Fulnek in ein Sammellager ab. Viele Männer wurden dort schrecklich geschlagen und danach in das noch heute berüchtigte „Hankelager“ in M.-Ostrau gebracht. (Siehe „Erinnerungen“ Seite 113). Mein Mann blieb in Fulnek und mußte bei Aufräumungsarbeiten helfen.

Am 21. Juni kamen Russen ins Dorf. Bei der Arbeit auf dem Feld wurden drei Männer, darunter der ehemalige Ortsbauernführer, sowie zwei Frauen, darunter ich, verhaftet und auf einem Lastwagen zuerst nach Fulnek, dann nach Wagstadt gebracht. Nach einem Verhör in einer Turnhalle, bei dem man immer wieder wissen wollte, was ich früher gearbeitet hatte, wurde ich am später Abend ohne Reisebescheinigung nach Hause geschickt. Am nächsten Tag erreichte ich auf Schleichwegen Wolfsdorf.

Nun kam ich als Dienstmagd zu Tschechen auf den 30 Hektar großen Bauernhof in Schlesisch-Wolfsdorf Nr. 11. Dort mußte ich den Haushalt führen, während zwei cca. 20 Jahre alte Tschechen sich als die Herren aufspielten. Was wir Deutschen im Frühjahr gesät hatten, mußten wir nun als Knechte ernten. Sie holten aus dem Lager in Odrau auch eine Lehrerin und aus Troppau eine Modistin zur Arbeit.

Am 13. 12. 45 wurde das Lager in Fulnek aufgelöst und mein Mann kam heim. Aber wohin? Wir hatten ja keine Wohnung mehr. So kam auch er auf den Hof Nr. 11. Weihnachten 1945 hatten wir, soviel ich mich erinnern kann, einen Tannenzweig mit Kerzen brennen.

Dann aber, am 3. Januar 1946, fing unser Leidensweg erst richtig an: Wir wurden beide auf die Gemeinde beordert. Dort hieß es, daß wir einen Topf und einen Löffel sowie ein Handtuch mitbringen sollten.

Abends gegen acht Uhr, es lag sehr viel Schnee, ging es in Begleitung zweier Tschechen, die Gewehre trugen, nach Odrau ins Lager. Um 10 Uhr wurden wir getrennt. Mein Mann kam in die Männerbaracke, ich ins Frauenlager. Am nächsten Tag fingen die unmenschlichen Qualen schon an. Tagsüber holte man uns zur Zwangsarbeit im Wald oder in der Stadt, wobei wir u.a. Zugtiere ersetzen mußten. Die Morgenappelle im schneebedeckten Hof waren Schikanen, bei denen alle antreten mußten, egal ob alt oder jung: Liegestütze, auf und nieder, auf den Bauch oder auf den Rücken legen. Es spielten sich noch andere schreckliche Szenen ab. Abends die gleiche Tortur. Die tschechischen Bewacher brüllten vor Begeisterung.

Ende Januar kam mein Mann nach Poruba bei Ostrau in die Kohlegruben, wo die Deutschen unter unmenschlichen Bedingungen schufteten mußten. (Siehe „Erinnerungen“ Seite 122 ff). Beim Ausgraben von halbverwesten Russen ohne Schutzkleidung zog sich mein Mann eine schwere Vergiftung zu. Ich selbst hatte die Qualen im Lager Odrau bis Mitte März 1946 zu ertragen. Jeden Morgen der Appell: „Alles antreten“. Dann kamen Tschechen und suchten sich ihre Hilfskräfte aus. Wir waren Sklaven.

Am 24. März 1946 war ich dann an der Reihe. Ein Polizist kam mit einem Tschechen, der das Geschäft Gerlich am Stadtplatz besetzt hatte. Er suchte mich als Magd für seine Eltern in Baschka in der Nähe von Fridek-Mistek aus. Ich kam dort in ein kleines Haus mit einer Kuh, einem Kalb, zwölf Hühnern, einem Hahn, einem Hund und einer Katze sowie einem alten Mann mit einem Bruchleiden und einer alten Frau. Sie hatten vier Kinder. Zwei Söhne waren in Odrau. Sie hatten das Geschäft Gerlich und die Eisenhandlung Zimmermann am Stadtplatz besetzt. Die Verständigung war nicht gut, da sie nicht deutsch und ich nicht tschechisch konnte. Die Zeit verging, die Lage der Deutschen verschlechterte sich von Tag zu Tag.

Am 24. April bekamen wir die Nachricht, daß unser Sohn Roman gestorben sei. Als 17-Jähriger war er im Januar 45 zur Wehrmacht geholt worden. Bekannte hatten ihn im Gefangenenlager Auschwitz getroffen. Von dort kam er wohl in das Lager Dolny Suchau bei Ostrau. Bei Arbeitseinsätzen in den Kohlegruben ist er an Mißhandlungen und Verletzungen gestorben. Wir haben ihn nicht mehr zu sehen bekommen. Das war auch für meinen Mann ein großes Leid. Wir waren nicht gar so weit voneinander entfernt, aber es war nicht möglich, zusammen zu kommen.

Am 29. Juni 1946 fuhr mich der Schwiegersohn meiner Chefin, der Deutsch konnte, dann doch in einem Auto zu meinem Mann. Auf der Fahrt

fragte ich ihn, ob Dolny Suchau in der Nähe sei. Er fuhr ins Lager. Dort bestätigte man mir, daß mein Sohn im April gestorben war. Ich wollte wissen, wo er beerdigt sei. Mir wurde gesagt, daß er auf dem Friedhof in Orlau liege. Mein Tscheche war so nett und fuhr mich auch dorthin. Wir fanden Romans Grab. So habe ich wenigstens das Grab meines Sohnes gesehen. Dann ging es weiter ins Lager Poruba. Dort erfuhr ich, daß mein Mann schon acht Tage zuvor nach Odrau zur Aussiedlung entlassen worden war.

Am 1. Juli war meine Rolle als Dienstmagd zuende. Ich wurde nach Hause geschickt, kam nach Odrau und fand meinen Mann im Krankenhaus. Auch meine Tochter Inge war schon in Odrau. Sie war in der Gegend von Troppau dienstverpflichtet gewesen. Am 9. Juli 1946 mußten wir antreten und unsere geliebte Heimat mit einwenig Handgepäck für immer verlassen. Alles andere hatten wir verloren. Drei Tage später erreichten wir Seckach in Baden. Den Mut zu einem Neuanfang aber hatten wir nicht verloren. Obwohl ich soviel erlebt habe, kann ich heute noch sagen: Wir waren trotz allem in Gottes Händen geborgen!

Stephanie Mergenthaler geb. Schenk:

## **Mein Versteck auf dem Dachboden**

Mein Vater hatte schon alles zur Flucht vorbereitet, unseren Bauernhof in Mankendorf bei Odrau nach Möglichkeit versorgt und den Wagen bepackt. Viele unserer Nachbarn waren bereits in Angst und Panik weggefahren. Dann kamen die letzten deutschen Soldaten, auf dem Rückzug Anfang Mai 1945. Sie hatten Nachrichten gehört und sagten meinem Vater, daß Flucht sinnlos sei, da die Russen das Land bereits auf breiter Front besetzt hätten. So blieben wir. Wir ahnten nicht, was auf uns zukam.

Die „Erinnerungen an Odrau“ haben vieles wieder hervorgeholt, was fast schon vergessen schien, aber doch in uns schlummerte. So will auch ich ein Erlebnis niederschreiben, das in das Bild jener Zeit paßt.

In den letzten Monaten waren uns damals schlimme Berichte über das Verhalten der russischen Soldaten zu Ohren gekommen. Vor allem wir Frauen waren in größter Sorge, hörten wir doch von rücksichtslosen Mißhandlungen und Vergewaltigungen. Mein Vater versuchte vorzubeugen. Er wußte, daß zwei Brandwände auf dem Dachboden genug Abstand hatten, um dazwischen ein Versteck zu bilden. Er entfernte einpaar Ziegel, sodaß ich durchschlüpfen konnte. Dann verschloß er das Schlupfloch wieder. Diese Maßnahme war dringend nötig, denn bald darauf bezog eine halbe Kompanie russischer Soldaten unseren Hof und feierte tagelang mit viel Wodka das Kriegsende und den Sieg. Nicht auszudenken, wie es mir als 18-jährigem Mädchen ergangen wäre, wenn sie mich erwischt hätten.

Der Raum war stockdunkel und ohne Einrichtung. Ein Versteck eben. Ich schlief auf dem Bretterboden, hatte Hunger und Durst, fror und war zutiefst verängstigt. Wenn sich meine Mutter unbeobachtet glaubte, kam sie herauf auf den Dachboden und steckte mir durch eine Nische etwas Essen oder Trinken zu. Das war mein einziger Kontakt; wenn es gut ging, einmal am Tag, manchmal aber erst nach mehreren Tagen. Manchmal hob ich einen Dachziegel, um nach draussen zu blicken und etwas Licht zu sehen. Das war gefährlich, man hätte es von unten sehen können.

Ich weiß nicht mehr, wie lange ich da eingemauert war, zwei oder drei Wochen vielleicht. Als die Russen weiterzogen, war die Gefahr noch nicht vorbei. Tag und Nacht zogen kleinere Gruppen von Russen von Haus zu Haus und nahmen mit, was noch vorhanden war.

Es muß wohl Anfang Juni gewesen sein, als ich von meinem Versteck aus sah, wie zwei russische Soldaten in unseren Hof kamen, in die Ställe gingen und dort unser Fohlen sahen. Die Mutterstute war schon vor Tagen weggeholt worden. Die Russen zerrten und schoben das Fohlen aus dem Pferdestall. Mein Vater versuchte verzweifelt, mit einer Babyflasche zu erklären, wie jung das Fohlen noch war und daß es mit der Milch einer Ziege ernährt werden mußte. Das machte aber auf die beiden keinen Eindruck. Mein Vater lief in die Wohnstube, nahm das Kruzifix von der Wand, kam zurück und bettelte um das Fohlen. Alles umsonst. Sie zerrten es vom Hof.

Das Fohlen hätte uns nicht viel geholfen, die Mutterstute auch nicht, wenn wir sie hätten behalten können. Bald nämlich kamen Tschechen und erklärten uns, daß sie nun die Besitzer unseres Hofes wären. Mein Vater mußte als Knecht auf seinem eigenen Hof arbeiten. Meine Mutter und ich wurden zur Zwangsarbeit auf andere Höfe geschickt, die inzwischen auch von Tschechen besetzt worden waren. Einige Zeit mußten wir auf dem

Gleiskörper der Eisenbahn nach Zauchtel arbeiten, dann wieder in der Landwirtschaft. Wir hatten keine Rechte, die Zukunft sah dunkel aus.

Im Juni 46 mußten wir uns im Aussiedlungslager in Odrau einfinden, um nach einigen Tagen der Überprüfung in Viehwaggons in den Westen abgeschoben zu werden. Es war hart, unsere Heimat, unseren Hof, den meine Eltern ihr Leben lang gut gehalten hatten, der bis dahin auch mein Leben gewesen war, nun verlassen zu müssen. Unser Hof blieb zurück, wie auch die Erlebnisse jener Tage, die nur manchmal wie ein Alptraum wieder wach werden.

Franz Dolak:

## Schicksale 1945

Die „Erinnerungen an Odrau“ enthalten erschütternde Berichte über das Schicksal unserer Landsleute nach Kriegsende. Auch ich habe in einer Chronik von Taschendorf und von Werdenberg Berichte gesammelt, die mir persönlich von Augenzeugen geschildert wurden. Daraus berichte ich im folgenden vom schrecklichen Ende von Johanna Hilscher aus Taschendorf, bekannt als Fräulein Hansi, sowie von Franz Jankovsky aus Werdenberg. Fräulein Hansi ist bereits im Bericht von Franz Ehler „Mißhandlung und Tod im Hanke-Lager in Mährisch Ostrau“ in den „Erinnerungen an Odrau“, Seite 110, genannt. Außerdem ist sie in der Liste von 231 Ermordeten enthalten, die der tschechische Historiker Mécislav Borak am 18.5.1996 in der Ostrauer Tageszeitung „Moravsko-slezsky Den“ veröffentlicht hat (siehe „Erinnerungen“ Seite 113). Ihr Tod im Hanke-Lager in Ostrau ist somit belegt.

### Das Martyrium von Johanna Hilscher, genannt Fräulein Hansi

Johanna Hilscher, bekannt als Fräulein Hansi, geboren 1883, wohnte während ihrer Kindheit in Jastersdorf, während der Studienzeit in Troppau

und infolge ihrer Berufstätigkeit in Fulnek. Ihre Eltern und drei Geschwister waren in Taschendorf ansässig.

Als leitende Angestellte in der Fulneker Tuchfabrik Pollak genoß sie hohes Ansehen. Als vorzeitige Pensionistin wurde sie während des Zweiten Weltkriegs bei der Fulneker Stadtverwaltung dienstverpflichtet. Dort soll sie einem Fulneker Tschechen aus berechtigten Gründen einen Bezugschein für Schuhe verweigert haben.

Nach Kriegsende wohnte sie bei ihrer Schwester Stefanie Sturm in Taschendorf Nr. 14. Im Mai 1945 kam der erwähnte Tscheche aus Fulnek mit einem Milizmann nach Taschendorf. Die beiden führten Fräulein Hansi ab und ließen sie die ersten Schikanen spüren. Beim Anwesen Schindler Nr. 12 füllten sie einen Rucksack mit schweren Steinen. Diesen mußte die 62-Jährige 5 km weit bis nach Fulnek schleppen. Dort soll sie zusammen mit anderen Deutschen von tschechischen Schindern barfuß auf dem Marktplatz herumgetrieben worden sein.

Am Dienstag den 22. Mai 1945 folgte der über 35 km lange Schreckensmarsch ins Ostrauer Hanke-Lager. Die dortigen Greuel der Mordgesellen sind bekannt. Fräulein Hansi hat nicht überlebt.

### **Franz Jankovsky ermordet**

Franz Jankovsky bewirtschaftete das Anwesen Nr. 12 in Werdenberg. Er war im Dorf als Original mit starkem Willen bekannt. Nach dem Tod seiner Mutter heiratete er während der Kriegszeit Emilie Hünle aus Lautsch. Als die Tschechen im Sommer 1945 begannen, ein Haus nach dem andern zu besetzen, sträubte er sich energisch und verriegelte Tür und Tor.

Da plante der 21-jährige radikale Tscheche namens Silber einen bewaffneten „Überraschungsangriff“. Er hatte bereits das Gasthaus von Adolf Ohnheiser Nr. 2 übernommen. Während der Nacht stiegen er und der tschechische Kommissar mithilfe einer Leiter über die Hofmauer und klopfen an die Haustür. Franz Jankovsky hatte bereits geschlafen und war nur notdürftig bekleidet. Ahnungslos öffnete er die Tür. Silber mißhandelte ihn brutal und erschöß ihn schließlich. Am nächsten Tag verbreitete sich die Schreckensnachricht wie ein Lauffeuer im Dorf. Der Mörder zog bald danach weg von Werdenberg. Wird er sich jemals vor einem Gericht verantworten müssen?

Edith Wanek geb. Meixner:

## **Eine Flucht, die eigentlich sinnlos war**

Im April 1945 rückte die Front immer näher. Tag und Nacht hörten wir den Geschützdonner, als ob ein Gewitter drohend auf uns zukam. In unserem Ort Groß-Petersdorf war eine Kompanie Soldaten untergebracht. Im Schulhaus, in dem wir wohnten, war die Schreibstube eingerichtet. Mein Vater saß abends mit den Offizieren zusammen und besprach die Lage. Sie war sehr ernst. Es gab keinen Strom mehr, so konnten wir keine Nachrichten hören. Ein Oberst organisierte, daß wir, meine Eltern, meine 5-jährige Schwester und ich, mit dem allernötigsten Gepäck und 2 Fahrrädern auf einem Militär-LKW in Richtung Westen mitgenommen wurden. Die Fahrt ging bis Bodenstadt, von da zu Fuß nach Koslau an der Oderquelle.

Die Straßen waren total verstopft. Pferde- und Ochsenespanne, überladene Wagen, Frauen, Kinder, einige alte Männer, dazwischen Militär. Neben der Straßen lagen tote Pferde und Kühe. Dann Tiefflieger-Angriffe. Da wir gerade durch einen Wald zogen, konnten wir uns unter Bäumen verstecken. Dann weiter, der Weg war beschwerlich. Todmüde kamen wir abends beim Bruder meiner Mutter in Koslau an. In der Nacht berichtete mein Onkel aufgeregt, daß die Russen durchgebrochen waren und spätestens in der nächsten Nacht da sein würden. Nichts wie weiter! Wieder konnten wir auf einem Militär-LKW aufsitzen. Es war sehr gefährlich, wir mußten durch das Protektorat und durch Olmütz und hatten gehört, daß die Stimmung dort äußerst feindselig sei. Wir atmeten auf, als wir wieder sudetendeutsches Gebiet erreichten. Eigentlich wußten wir garnicht, wohin wir fuhren. In Zwittau im Schönhengstgau wurden wir abgeladen.

Ein Freund meines Vaters nahm uns für eine Nacht auf. Es war eng bei ihm geworden, seine Schwester wohnte mit ihrer Familie schon bei ihm. Er wußte Rat. Eine junge Frau mit drei Söhnen hatte eine Mansarde für uns frei. In diesem Haus war man froh, daß endlich ein Mann im Haus war.

Zwei Tage später kamen die Russen. Ab dieser Zeit hielt mein Vater Wache hinter der Haustür. Es war ein Glück, daß er etwas russisch konnte - die ersten russischen Soldaten ließen nicht lange auf sich warten. Drei junge Mädchen, auch Flüchtlinge, waren bei mir in der Mansarde. Wir hatten schreckliche Angst, hatten wir doch gehört, wie die Russen mit den Frauen umgingen. Selbst auf offener Straße waren sie gefangen und miß-

braucht worden. Wir machten uns die Gesichter mit Ruß schmutzig, verkleideten uns unter Kopftüchern, um unansehnlich zu wirken, und warteten zitternd, was geschah. Wir hatten Glück. Meinem Vater gelang es, die Soldaten mit einpaar russischen Sätzen für sich einzunehmen, sodaß sie sich ganz friedlich benahmen und im Erdgeschoß blieben. Sie hatten zwei Flaschen Wodka mitgebracht und alle sollten trinken. Mein Vater goß den Wodka in eine Kanne, schüttete Wasser dazu und erklärte, hier würde man das so trinken. Wir warteten oben zitternd, bis sie gingen. Am nächsten Tag kamen sie sogar wieder und brachten den Kindern Schokolade.

Später erlebten wir, wie Russen Radfahren lernen wollten. Sie übten, mit oder ohne Gummibereifung. War das ein Geklapper! Manche lernten es nie. Wäre die Situation nicht so gefährlich gewesen, hätten wir uns amüsieren können. Es gab auch wirklich komische Situationen. Die russische Feldpolizei bestand meistens aus Frauen. Ich sah eine Gruppe, die trugen Büstenhalter über der Uniform - sie wollten allen ihren Besitz zeigen. Wir konnten darüber nicht einmal lachen.

Dann kamen schwere Tage. Leiterwagen fuhren vorbei, darauf waren Tote übereinandergeschichtet, es war kaum zu ertragen. Man fuhr sie zum Friedhof. Viele von ihnen hatten sich aus Verzweiflung das Leben genommen, denn in der Innenstadt ging es nicht so friedlich zu wie bei uns am Stadtrand. In den Gaststätten waren Alkoholvorräte gefunden worden - und niemand war mehr sicher. Wehe, eine Frau fiel ihnen in die Hände!

Nach einigen Tagen mußten sich alle Deutschen beim „Narodni Vybor“ melden. Am Rathaus traf mein Vater Bekannte. Sie verabredeten den Rückweg in einer Gruppe von 30 bis 35 Personen, sogar mit einem alten Traktor für das Gepäck und für Kranke und Kinder. So zogen wir los, voll Angst nach Osten. Dauernde Kontrollen durch russische Soldaten und tschechische Miliz, dazu Hunger und Durst, hatten uns mürbe gemacht.

Die schwerste Wegstrecke war der hohe Berg bei Sternberg. Um den Traktor zu schonen, mußten alle absteigen. Viele Frauen hatten Schwächeanfälle. Es gab nichts zu essen, nichts zu trinken, und oft waren wir von Russen umlagert. Einmal kroch ich unter einem langsam fahrenden LKW durch, um mich auf der anderen Straßenseite verstecken zu können. Ich hatte Glück, sie entdeckten mich nicht. Meinem Vater wurde damals der Ehering abgenommen.

Das nächste Problem lösten unsere Männer eines Morgens, als sie einen Panje-Wagen der russischen Armee „entliehen“, auf dem wir unsere wenigen restlichen Habseligkeiten und gelegentlich Kinder unterbringen konnten. Wie wären wir sonst weitergekommen? Mein Vater hatte angina pectoris, Herr Foltas schwere Magenprobleme. Aber wir waren eine ver-

schworene Gemeinschaft. Frau Foltas und ich zogen den Wagen, meine Mutter schob hinten und paßte auf, daß nichts herunterfiel. So wanderten wir hinab ins Odertal - heimwärts. Große Strecken schaffte unser seltsames Gefährt nicht. Am Pfingstsonntag erreichten wir abends Odrau. Familie Woznik nahm uns für eine Nacht auf. Wir schlichen durch die dunklen Gassen, um nicht aufzufallen, bekamen nichts mit von der Lage in der Stadt. Nachts war es sehr unruhig, von allen Seiten hörten wir die Schreie der Frauen. Auf dem Dachboden fühlten wir uns relativ sicher.

Am nächsten Morgen ging es zur letzten Etappe, über Emaus und Heinzendorf nach Groß-Petersdorf. Wir trauten uns nur bis zu unserer Tante Anna Kröner, um zu erfahren, wie es stand. Dann ging Mutter zum neuen Bürgermeister, einem Sohn des einzigen tschechischen Bauern in Groß-Petersdorf, und bat um den Schlüssel für die Schule. Sie bekam ihn und wir zogen in unsere Wohnung im verwüsteten Schulhaus ein. Wir waren wieder daheim. Damit begann der zweite Teil unseres Dramas:

### **Nach Kriegsende wieder daheim**

Unsere Wohnung war restlos verwüstet. Was nicht weggeschleppt worden war, lag auf dem Boden, verstreut, beschmutzt. Der Pfarrer gab uns drei seiner Löffel, da uns kein Stück Geschirr geblieben war. Am nächsten Tag zog die tschechische Miliz in das Schulhaus ein, da war für uns kein Platz mehr. In dem großen Bauernhof von Johann Horak war eine Wohnung für uns gefunden. Was wir an Möbeln mitnehmen durften, bestimmte der neue tschechische Lehrer.

Das Lehrerzimmer in der Schule meines Vaters wurde zur Prügelstube. Ich kann nicht schildern, was sich da abgespielt hat. Manche Bauern hatten Sachen versteckt. Wurden ihre Verstecke gefunden, kamen sie auf die Prügelstube und wurden halbtot geprügelt. Die Miliz schlug ihnen die Fußsohlen blutig, dann wurden sie zur Abschreckung durch das Dorf geführt. Ein alter Mann ist mir in Erinnerung, der während der Tortur ohnmächtig geworden war. Sie schleiften ihn in den Garten und überschütteten ihn mit Wasser, bis er wieder zu sich kam. Dann ging es weiter. Auch er mußte durch das Dorf wanken. Viele Tage lang ging das so, wir hatten kaum Kontakte zur Nachbarschaft, aus Angst und weil es verboten war.

Horaks Hof besetzte ein Tscheche aus der Walachei. Vater und ich mußten auf dem Hof mitarbeiten. Bei der Heu- und Getreideernte konnte ich das mir zugeteilte ungewohnte Pensum nur schaffen, weil andere mir halfen. Bald waren alle Bauernhöfe von Tschechen besetzt. Im Haus Holme wurde der Narodni Vybor eingerichtet. Dort regierte ein neuer

tschechischer Bürgermeister, der kein Wort deutsch sprach. Immer wieder wurden Deutsche abgeholt, niemand wußte, wohin es ging. Anfang Oktober wurde auch mein Vater verschleppt, eine Woche später kam ich an die Reihe. Ich war damals 15 Jahre alt. Meine Mutter blieb mit meiner 6-jährigen Schwester allein zurück.

Mit einer Gruppe junger Frauen - ich war die Jüngste - wurden wir in Neutitschein am Arbeitsamt registriert. Zuerst kam ich zu einem Rechtsanwalt, dann zu einer Eisenbahnerfamilie mit 6 Kindern, die aber keine Schlafmöglichkeit für mich hatten. So landete ich am späten Nachmittag wieder am Arbeitsamt. Alle deutschen Frauen waren inzwischen fort. Nur eine tschechische Frau wartete auf ein Dienstmädchen. Sie mußte mit mir vorliebnehmen, und so fuhren wir nach Wallachisch Meseritsch. Von nun an ging alles nur noch tschechisch, dabei hatten wir am Gymnasium in Neutitschein doch englisch gelernt.

Ich versuchte, alleine in der Welt zurecht zu kommen. Die Familie Vymazal hatte ein Textilgroßgeschäft. Die erste Nachkriegsware mußte ohne Kartons verpackt und zur Post gebracht werden. Außer Putzarbeiten war das meine Hauptbeschäftigung. Mittwochs mußte ich mich immer am Narodny Vybor melden. Dort traf ich meine ehemalige Schulkameradin Komtess Elisabeth von Kinsky mit Kopftuch. Auf meine Frage, warum sie ein Kopftuch trägt, schob sie es ein wenig zurück und sagte: „Deshalb!“ Man hatte ihr die Haare geschoren, eine häufige Demütigung für Deutsche, wir wurden ja als Freiwild betrachtet. So oft es ging, trafen wir uns auf diesem Meldegang. Sie durfte jeden Sonntag mit dem Fahrrad zu ihren Eltern fahren. Die Eltern lebten noch auf ihrem Gut in Löschna, aber im Rübenkeller. Auch ihre Mutter, Gräfin Kinsky, war ihrer Haarpracht beraubt worden. Nach Weihnachten besuchte mich Elisabeth, um sich zu verabschieden. Mit ihren Eltern hatte sie die Genehmigung zur Ausreise nach Wien bekommen, weil sie in ihrem dortigen Palais eine Wohnung nachweisen konnten. Wir sagten uns „Auf Wiedersehen“ und wünschten uns alles Gute.

Im November erfuhr ich von meiner Mutter, daß mein Vater mit einer Gruppe Männern aus Groß-Petersdorf in einem Kalksteinbruch in Beroun südwestlich von Prag arbeiten mußte. Dieser Schwerstarbeit war mein Vater wegen seiner Herzkrankheit angina pectoris nicht gewachsen. Da er als Arbeitssklave nicht mehr brauchbar war, wurde er entlassen und kam am Tag vor Weihnachten heim. Meine Mutter und meine kleine Schwester waren überglücklich.

Nach Neujahr durfte auch ich für 3 Tage heimfahren. Die Fahrkarte wurde mir gekauft, ich sollte aber ja kein „N“ tragen und nicht sprechen,

um mich nicht als Deutsche zu verraten. Schon vor Zauchtel stieg ich in Jassnik aus, da ich mich nicht traute, nach einem Anschlußzug nach Odrau zu fragen. Die Angst in mir war riesengroß, denn mit mir stiegen viele Leute aus und gingen Richtung Groß-Petersdorf. Alles war mir fremd, und als ich auf der ersten Höhe ankam, erschrak ich: Seit mehr als 6 Jahren hatte ich Petersdorf nicht mehr mit Straßenbeleuchtung gesehen. Im Krieg war Verdunkelung befohlen. Ich marschierte tapfer weiter. Auf einmal war unser Hund „Bubi“ neben mir. Er begrüßte mich leise bellend, da hatte ich keine Angst mehr. Niemand wußte, daß ich kommen würde, aber das Tier hatte es gespürt. Meine Eltern wollten in der Finsternis des späten Abends erst nicht die Tür öffnen, dann aber war die Freude groß. Wir waren wieder beisammen. Zu schnell vergingen die Stunden, dann mußte ich wieder zurück nach Meseritsch.

Im Frühjahr hörte man immer öfter von Aussiedlung der Deutschen. Die Lage war für uns unerträglich geworden. So waren wir traurig und gleichzeitig erleichtert, als es dann soweit war. Wir waren glücklich, daß meine Eltern, meine Schwester und ich zusammen bleiben konnten. Aber es fehlten immer noch meine beiden Brüder. Einen von ihnen, Erich, trafen wir dann in Westdeutschland. Mein ältester Bruder aber ist bis heute vermißt. Mein Vater hat die Strapazen nicht überwunden. Er starb bereits 1949 mit nur 62 Jahren. Er hat wenigstens noch erlebt, wie wir im Westen in Freiheit wieder Fuß fassen und eine neue Heimat finden konnten.

Helga Grafe geb. Münster:

## **Als Kleinste stand ich immer Schmiere**

Ich war erst sechs Jahre alt, als der Krieg zu Ende ging. Dennoch stehen manche Erlebnisse noch heute klar vor mir. Als ich die „Erinnerungen an Odrau“ las und mit meiner Schwester Inge besprach, wurde mir vieles wieder bewußt. Ich kann nicht sagen, daß ich damals die Trostlosigkeit und Gefahr unserer Lage erkannt hätte, dazu war ich zu jung, ich empfand das

Geschehen mehr als interessante und aufregende Erlebnisse, die Abwechslung in meine Kindheit brachten.

Als sich die Russen unserer Stadt Odrau näherten und sie mit Artillerie beschossen, saß unsere Familie mit Bangen im Keller. Plötzlich ein ohrenbetäubender Krach in unmittelbarer Nähe. Eine Granate hatte unseren Schuppen getroffen und zerstört. In Panik rannten wir alle aus dem Haus und suchten Schutz im Keller unserer Nachbarn. Bald darauf hörte ich eine Stimme von oben: „Die Russen kommen! Versteckt Euren Schmuck!“ und dann nochmals: „Frauen, versteckt euch!“ Die Warnung war angebracht.

Russische Soldaten durchkämmten die Häuser, suchten Frauen. Auch zu uns wollten sie ins Haus, doch ein russischer Offizier ließ sie nicht ein. Er befahl ihnen, weg zu gehen. Die Situation wurde zunehmend gefährlich, das spürte ich. Wir versteckten uns auf dem Dachboden.

Dann kam das Gerücht auf, die Russen wollten das Haus in die Luft sprengen. Wieder raus in Panik! Da sahen wir, daß uns die Franziskaner-Schwester im benachbarten Krankenhaus winkten: Wir sollten zu ihnen kommen. Wir rannten hin und sie versteckten uns auf dem Dachboden des Spitals, zusammen mit vielen anderen Frauen. Von den Dachfenstern aus konnten wir sehen, wie unser Haus betreten und geplündert wurde.

Als dann die Tschechen unsere Stadt besetzten, wurden viele Deutsche ins Internierungslager gesperrt und mißhandelt. Auch mein Großvater war darunter. Er kam bald wieder frei, da er vor dem Krieg ein Mitglied der kommunistischen Partei gewesen war. Das wirkte jetzt entlastend. An die Ereignisse der folgenden Monate kann ich mich nicht erinnern, aber ich weiß, daß es später bei uns lange Diskussionen gab, ob man versuchen sollte, in Odrau zu bleiben, oder ob man der Aufforderung zum Transport in die russisch besetzte Zone folgen sollte. Die meisten Odrauer waren bereits weggeschafft worden. Mein Großvater wollte als Deutscher nicht allein in Odrau bleiben, so fuhren wir eines Tages in Viehwaggons weg und kamen nach Sachsen, in die sogenannte Rote Kaserne in Pirna, die als Quarantäne-Lager eingerichtet war.

Für mich war das alles aufregend. Wir hausten mehrere Wochen in diesem Lager, einem Eldorado für streunende Kinder. Ich sah, wie manche Leute Ziegel anschleppten, um damit im Hof kleine Öfen zu bauen, auf denen sie etwas kochen konnten. Das war interessant. Eines Tages große Aufregung: Jemand war in das Nachbargebäude eingebrochen, in dem unser Gepäck abgestellt war, und hatte die letzte Habe von uns armen Teufeln gestohlen. Erst später begriff ich diese Unmenschlichkeit.

Dann mußten wir einen Elbe-Dampfer besteigen, der uns nach Meißen brachte. Meine erste Schiffsreise! In Meißen wurden wir in eine kleine

Wohnung eingewiesen. Es war eine primitive Unterkunft, aber erträglich. Am schlimmsten war der Hunger. Wir sammelten und klauten, was wir fanden, wie viele damals in der großen Not. Wir brachten Brennesseln heim, aus denen Mutter Spinat kochte. Aus Pferde-Kleie versuchte sie, Brötchen zu backen; sie bettelte bei Bauern um Lebensmittel und tauschte ihre letzten Lederschuhe für einpaar Kartoffeln. Manchmal brachte uns ein Nachbar Kartoffelschalen, die Mutter dann zubereitete. Wenn wir nachts am Bahnhof Kohle klauten oder im Wald Äste absägten oder kleine Bäume fällten, mußte ich als Kleinste und Wendigste immer Schmiere stehen. Ich empfand das damals als tolles Erlebnis, konnte ich doch damit auch etwas beitragen und brauchte noch nicht ins Bett zu gehen. Erst später wurde mir der Ernst und die Tragik unserer damaligen Lage bewußt.

Heute sind diese Erlebnisse Vergangenheit, haben sich in meiner Erinnerung fast ein bißchen verklärt, wie das mit der Kindheit so ist. Allen Schwierigkeiten zum Trotz haben wir es geschafft. Ich kann heute auf 40 erfüllte Jahre als Lehrerin an einer Polytechnischen Oberschule zurückblicken und habe hier mein Auskommen. Meine Heimatstadt Odrau ist für mich wie ein Traum, ein schöner Traum.

Walther Mann: Ein Bericht

## **Wir suchten Kartoffelschalen in einer Abfallgrube**

Ich wurde überaus freundlich empfangen. Es ist erstaunlich, wie stark eine gemeinsame Heimat verbinden kann, sogar noch nach mehr als einem halben Jahrhundert. Sie berichtet viel, will aber selbst nicht schreiben.

Als sie die „Erinnerungen an Odrau“ las, wurde ihr bewußt, wieviel sie in der Zwischenzeit vergessen oder verdrängt hatte. Dennoch stehen einige Erlebnisse von damals ganz deutlich vor ihren Augen.

Sie hatten Angst vor der Front und der Roten Armee und fürchteten das Schlimmste, vor allem gegenüber Frauen. Doch die ersten russischen Soldaten, die kämpfende Truppe, waren freundlich. Aber mit der nächsten

Welle wurde es schlimm. Von überall kam traurige Nachricht. Eine ihrer Verwandten war mehrfach vergewaltigt worden, deren Tochter erging es nicht besser. Beide waren so schlimm zugerichtet, daß sie ins Krankenhaus eingeliefert werden mußten. Eine andere Verwandte wollte die Russen aufhalten, die einer jungen Mitbewohnerin im Haus nachstellten. Als sie den Weg nicht freigab, wurde sie erschossen. Einmal hatten sie sich im Keller versteckt, mit schmutzig gemachten Gesichtern, um abstoßend zu wirken. Da hörten sie einen russischen Soldaten die Treppe herunter kommen. Seelenruhig setzte er sich zu ihnen, musterte einen nach dem andern, sodaß sie glaubten, das letzte Stündlein hätte geschlagen. Da trampelten andere Soldaten die Treppe herab, auf der Suche nach Frauen. Der erste Russe verteidigte sie, warf seine Kameraden hinaus. Auch das kam also vor.

Nach diesen Erlebnissen hatte ihre Mutter große Angst um sie, sie war 15 Jahre alt. Ihre Mutter bestand darauf, daß sie sich im Speicher eines Nachbarhauses versteckte. Zusammen mit zwei anderen Mädchen kletterte sie hinauf, das Schlupfloch wurde mit Brennholz verschlossen. Kaum waren sie in ihrem Versteck, besetzten Russen das Haus und richteten darin die Kommandantur ein. Die Hausfrau mußte für die Soldaten kochen. So saßen sie in der Falle. Länger als eine Woche dauerte dieser Zustand, sie zitternd oben, die Russen unten. Wenn die Luft eine Zeitlang rein war, reichte die Frau etwas Nahrung durch ein Loch in der Decke.

Als die Russen abgezogen waren, kamen Tschechen und nahmen die Stadt in Besitz. Ihre Mutter mußte in einer tschechischen Gastwirtschaft kochen, während sie als Kinder- und Dienstmädchen in der Familie war. Es war erträglich. Das Internierungslager für Deutsche blieb ihnen erspart, da ihre Eltern vor dem Krieg Mitglieder der kommunistischen Partei gewesen waren; das wirkte jetzt als gewisser Schutz. So blieben sie vor dem Schlimmsten verschont. Als ihre Mutter einmal doch verhaftet wurde, holten sie ihre tschechischen Arbeitgeber bald wieder heraus.

Im Frühjahr 1946 begann der Abtransport der Deutschen aus Odrau. Eines Tages erhielten auch sie die Aufforderung, sich zu einem sogenannten Antifa-Transport zu melden. Antifa bedeutete Antifaschisten. Sie weinte, wollte ihre Heimatstadt nicht verlassen. Aber ihre Mutter hatte kurz zuvor die erste Nachricht von ihrem Vater bekommen, daß er Krieg und Gefangenschaft überlebt und eine Arbeitsstelle in Dortmund gefunden hatte. Sie wollte zu ihm. So rollten sie, ihre Mutter, ihre Schwester und sie, Anfang August 1946 in einem Viehwaggon des 8. Transports aus Odrau, Richtung russisch besetzte Zone. Im Gegensatz zu den ersten Transporten durften sie etwas mehr Gepäck und auch Möbel mitnehmen, es war wenig.

Mehrere Wochen verbrachten sie im Auffanglager Lauchstädt bei Halle. Die Tage waren geprägt von Hunger, Ungeziefer und von Ratlosigkeit. Bis ihr Vater überraschend in der Tür stand. Sie sieht ihn heute noch vor sich, strahlend, ein Seesack war sein einziges Gepäck. Er hatte seine Stelle aufgegeben, um bei ihnen sein zu können. Seine Gegenwart gab ihnen Halt.

Danach wurden sie nach Zeitz gebracht, schliefen auf dem Fußboden einer Gaststätte, ihr Gepäck war im Güterbahnhof eingelagert. Auch die Einheimischen litten Hunger und Not. Manche reagierten ablehnend. Als man ihnen zwei kleine Räume in einer Wohnung zuwies und sie klingelten, öffneten die Besitzer nicht. Der Vater mußte die Polizei holen. Den Polizisten ließen sie ein, schlossen aber die Tür hinter ihm sofort wieder. Sie selbst standen immer noch davor. Dann erzwang der Polizist ihren Eintritt. Die Vermieter klemmten danach Strom und Wasser ab. In ihrer verzweifelten Lage war ihnen das fast egal.

Schlimm war der Hunger. Sie sammelten, was sie finden konnten. Manchmal fanden sie im Winter in einer Abfallgrube einpaar gefrorene Kartoffelschalen. Ihre Mutter mischte sie mit Malzersatz und versuchte, sie auf der Herdplatte zu backen. Als sie Arbeit fanden, begann das Leben wieder. Irgendwann überlegte sie, ob sie versuchen sollte, nach dem Westen zu gehen. Doch hatte sie inzwischen ihren Mann kennengelernt und wollte nicht mehr weg. So blieben alle im Osten. Sie arrangierten sich, wurden langsam heimisch. Ihre Arbeit in der hiesigen Industrie füllte sie aus, sie fand Freunde.

Heute freuen sie sich an ihren drei Enkeln, die ihnen ihr Sohn und seine Frau schenkten. Odrau ist ihre Heimatstadt geblieben. Oft denkt sie daran zurück, an ihre Kindheit und Jugend, begreift die Unmenschlichkeit nicht, mit der sie aus ihr vertrieben wurde. Aber langsam rückt das Bild dieser kleinen Stadt an der Oder immer weiter in die Ferne.

## **Teil 2: Die Odrauer nach der Vertreibung**

Helga Hofmann geb. Blasel:

### **Integration**

Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges im Mai 1945 begann für uns Sudentendeutsche eine Schreckensherrschaft, die anno 1946 mit der Vertreibung aus der Heimat unter Nichtachtung aller Menschenwürde und mit entsetzlicher Brutalität beendet war.

Verjagt aus einer vor über 700 Jahren von unseren Vorfahren urbar gemachten, bewirtschafteten und in Ordnung gewachsenen Heimat kamen wir heimatlos und nur mit leichtem Gepäck, jedoch beladen mit Geschichte, Tradition, Sitten und Brauchtum, in einem Deutschland an, das selbst mit großer Not zu kämpfen hatte - zerbombt, ausgeblutet und überbevölkert. Aus dem „Großdeutschen Reich“ war die Bundesrepublik Deutschland geworden, mit drei westlichen Zonen und mit der Demokratischen Republik in der sowjetischen Besatzungszone.

In Zusammenarbeit zwischen der Militärregierung und den einheimischen Behörden, den schon bald eingesetzten „Flüchtlingsämtern“, wurde in den Städten und Landkreisen ein „Flüchtlingskommissar“ ernannt. Dieser war für alle Vertriebenen zuständig. Mehrere Transporte mit Landsleuten aus unserer Heimat Odrau kamen nach Bayern in die damalige amerikanische Besatzungszone. Vorerst wurden alle in Notunterkünften unter-

gebracht: In leerstehenden Fabriksälen, in Wirtshaussälen, in Seminaren - Kranke und Säuglinge mußten sofort versorgt werden. Nach diesen Erstaufnahmen und Beschlagnahme von Wohnraum gingen Flüchtlingskommissar und Wohnungsbeauftragte daran, die Familien aus den Massenquartieren in Privatwohnungen unterzubringen. Das Wohnungsproblem war neben dem Hunger das größte Problem der Nachkriegsjahre.

Nicht alle Heimatvertriebenen wurden von der einheimischen Bevölkerung mit offenen Armen empfangen, denn auch sie hatte ihre großen Sorgen: Nahrungsmittelknappheit, Männer und Söhne waren im Krieg geblieben oder noch in Gefangenschaft, Bäuerinnen mit vier oder mehr Kindern standen alleine da, Existenzen waren bedroht.

Als Angestellte am damaligen Wohnungs- und Flüchtlingsamt im Landratsamt hörte ich viele Rückmeldungen, sowohl positive wie negative. Viele Einheimische brachten Verständnis für die Heimatlosen auf und halfen nach Kräften, doch immer wieder drangen auch Klagen zu uns. So gelangen nicht alle Einquartierungen problemlos. Eine alleinstehende Frau zum Beispiel besaß fünf Wohnräume und wollte sich von keinem einzigen trennen. Erst mit Polizeigewalt konnten drei Wohnräume bereitgestellt werden. Manche Bauern wehrten sich mit Dreschflegeln und Heu- oder Mistgabeln gegen Einquartierungen. Auch hier mußte die Polizei gerufen werden. Ein Bauer argumentierte hinter vorgehaltener Hand, daß er nicht mehr „schwarzschlachten“ könne, da er verraten werden könnte. Andere Bauern wiederum sahen die Vertriebenen als billige Arbeitskräfte an und prüften die Muskeln der jungen Frauen, ob sie wohl eine tüchtige Arbeitskraft abgäben. Unterbringungen mit kleinen Kindern hingegen verliefen oftmals wider Erwarten gut, denn Kinder schlossen schnell Freundschaft untereinander. Ein großer Teil der kinderreichen Familien aber mußte sich mit provisorischen Unterkünften begnügen: In allzuhohen Schloßräumen, die nicht heizbar waren, in Baracken mit undichten Fenstern und Dächern, auch in Räumen ohne Fenster, in aufgelassenen Munitionslagern oder in ehemaligen Konzentrationslagern.

Allein mit der Unterbringung war es nicht getan. Es fehlten Kochgeschirr, Brennmaterial und Öfen, die oft beschlagnahmt werden mußten. Kohle war durch Gebietsabtrennung knapp geworden. Tägliche Gebrauchsgegenstände waren Mangelware. Weitere Schwierigkeiten bereitete die enorme Arbeitslosigkeit.

Zur Aufnahme und Integration bedurfte es einer unvorstellbaren Energie von Seiten der Heimatvertriebenen und einer gewaltigen Bereitschaft durch die einheimische Bevölkerung. Heute können wir dankbar feststellen, daß wir trotz aller Nöte im kriegszerstörten Deutschland die riesigen

Probleme gemeinsam bewältigt haben, daß wir aufgenommen wurden, Hilfe erhielten und unsere Kräfte zur Selbsthilfe einsetzen konnten.

Aller Anfang war schwer! Inzwischen war an eine Rückkehr in die verlorene Heimat nicht mehr zu denken, und viele, die daheim ein Geschäft, eine Firma, einen Handwerksbetrieb besaßen, wollten hier neu beginnen. Den eigentlichen Durchbruch brachte die Währungsreform im Juni 1948. Nicht nur Existenzen mußten neu gegründet werden, ebenso wichtig war die Eingliederung in Politik und Kultur. Die Vertriebenen stellten eigene Listen zu den Kommunalwahlen auf, der BHE - Bund der Vertriebenen und Entrechteten - wurde einflußreich. Über den BHE zogen die ersten Vertreter der Vertriebenen in Stadtrat und Landtag ein, hier konnten sie die Interessen und Belange ihrer Landsleute vertreten.

Als sich die Heimatvertriebenen einigermaßen in der neuen Heimat eingelebt hatten, fingen sie an, auch ihre Kultur wieder aufblühen zu lassen, um sie für Kinder und Enkel zu erhalten und der einheimischen Bevölkerung nahe zu bringen. Die ersten Heimattreffen wurden bereits 1948 veranstaltet.

Der erste Heimatbrief für die Stadt und den Bezirk Odrau erschien 1949. Darin schrieb Altbürgermeister Edmund Böhm: „Wir, die wir 1946 in eine Tiefe geschleudert wurden, aus der es nach menschlichem Ermessen keine Rettung mehr geben konnte, beginnen nun uns langsam in die Höhe zu arbeiten . . .“. So war im Heimatbrief 1951 bereits eine ganze Seite von neuen Existenzen zu lesen, die sich Odrauer mit enormen Fleiß und Streb-samkeit aufgebaut hatten. Im Verlauf der nächsten Jahre bauten sie sich Eigenheime, oft Zweifamilienhäuser für sich und ihre engsten Verwandten. Das Programm der Bayerischen Landesregierung verhalf vertriebenen Bauern wieder zu eigenem Grund und Boden. Das Wohnungsproblem wurde nach der Währungsreform in Angriff genommen. Große Bauvorhaben wurden genehmigt und unterstützt. Familien konnten aus den Landgemeinden in die Stadt umziehen, konnten wieder Städter werden und das unbequeme Lagerleben mit neu erstellten eigenen Wohnräumen tauschen und sich um Arbeitsplätze bewerben.

Einige Jahre lang dauerte die Hoffnung auf Rückkehr in die Heimat. „Gebt den Glauben an die Heimat nicht auf!“ hieß immer wieder die Parole. Doch verging diese Hoffnung mehr und mehr. Der lange Weg der Integration hat längst stattgefunden, ist abgeschlossen. Die Heimat Odrau lebt in unserer Erinnerung weiter - die Zukunft heißt Europa.

Helmut Kotsch:

## Das Paradies der Junggesellen

Am 17. April 1942 wurde ich zum Kriegsdienst eingezogen und nach Ausbildung zum Funker im Osten eingesetzt. Genau drei Jahre später, am 17. April 1945, geriet ich auf Peyse, einer Halbinsel vor Pillau bei Königsberg, in russische Gefangenschaft. Mit vielen anderen Gefangenen marschierte ich durch das zerstörte Königsberg in Richtung Osten. Nach zehn Tagen erreichten wir Insterburg. Bis hierher führte bereits die breitere russische Eisenbahnspur. Da war uns klar, daß es keine Fahrt nach Hause geben würde, wie uns unterwegs versprochen worden war.

Auf der Fahrt zum Ural hielt der Zug auch in Pensa östlich von Moskau. Das erinnerte mich an meine Schulzeit. In unserem Lesebuch stand die Erzählung „Der Schneider von Pensa“. Er war ein Ulmer, den es nach Pensa verschlagen hatte. Als die Truppen Napoleons vorbei zogen, stand er an der Straße und rief lange vergeblich: Ist jemand aus Ulm dabei? Endlich meldete sich jemand. Der Schneider umarmte den Soldaten und beschenkte ihn mit Essen. Sein Heimweh war einwenig gestillt. Nach uns aber rief keiner.

In der Nähe von Swerdlowsk arbeitete ich im Straßenbau. Im November geschah das Wunder: Ich wurde entlassen! Im Zug befanden sich viele Sudetendeutsche und auch ungarische Soldaten. Die Heimfahrt führte über Rumänien und Jugoslawien nach Ungarn. Hier sollten wir den Tschechen übergeben werden. Doch unterwegs hatte ich von Deutschen erfahren, was mich zu Hause erwarten würde. So setzte ich mich ab, ging über die Grenze nach Österreich und kam im Dezember in Wien an. Hier nahm mich meine Tante auf, ich fand bald einen Arbeitsplatz bei Siemens.

Die Freude dauerte nur kurze Zeit. Meine Tante wohnte im russischen Sektor, und die russische Kommandantur wies alle Sudetendeutschen aus ihrem Bereich aus. Innerhalb weniger Stunden mußten wir uns am Bahnhof einfinden. Wieder begann eine Reise, diesmal führte sie mich nach Bayern. In einem großen Bauernhof wurde ich untergebracht. Man trug mir auf, sechzig Schafe zu hüten. Zum Glück verstand mein Hund mehr von dieser Aufgabe als ich.

Einmal traf ich in Augsburg zufällig zwei Kriegskameraden, mit denen ich mich auf der Fahrt nach Bayern angefreundet hatte. Wir beschlossen, zusammen zu bleiben. Ich verließ also meine Schafe samt Hund. In einem

Dorf in der Nähe von Augsburg bekamen wir von der Gemeinde ein sogenanntes Behelfsheim mit zwei kleinen Räumen zugewiesen. Es war von einem Unternehmer aus Augsburg gebaut worden, der Fremdarbeiter beschäftigt, aber nicht gut behandelt hatte. In der kritischen Zeit nach dem Krieg bewohnte er es selbst. Sämtliche sogenannten Mauern bestanden aus Heraklitplatten. Sie boten nur wenig Schutz vor Kälte. Wir waren zufrieden. Wir, das waren der Pepi aus Engelswald, der Hans aus Botenwald und ich aus Odrau. Wir hatten fast gleiches Alter. Befreit von den Ängsten und Strapazen des Krieges und der Gefangenschaft, keinem Muß mehr unterworfen, hatten wir nur den einen Wunsch, die verlorenen Jahre unserer Jugend nach Möglichkeit nachzuholen.

Das Häuschen stand am Dorfrand nahe am Wald unter alten Eichen. Es war eine Idylle. Blickten wir aus dem Fenster, konnten wir Fuchs und Dachs vorbeilaufen sehen. Als erste Besucher kamen die Kinder des Dorfes. Wir beschlossen, dem Häuschen einen Namen zu geben. Nach einigem Hin und Her einigten wir uns auf: „Das Paradies der Junggesellen“. So fühlten wir uns. Also sägten wir eine Scheibe von einem Birkenstamm, brannten diesen Namen mit einem glühenden Nagel ein und hängten das Brett über den Eingang. Von da an hießen wir im Dorf nur noch „die Junggesellen“.

Nun galt es, unser kleines Paradies einzurichten. Die Gemeinde stellte einen alten schwäbischen Bauernofen zur Verfügung. Er lieferte viel Wärme, benötigte aber auch viel Holz. Das stellte uns später vor Probleme. Ein Stockbett kam dazu, zwei Liegen bastelten wir selbst, die Federn besorgten wir vom Schuttplatz, ebenso manch anderes Einrichtungsstück. Tisch und zwei Stühle waren vorhanden. Am Ende sahen die Räume bewohnbar aus. Die Wände, behängt mit Kalenderblättern, sorgten sogar für eine gewisse Stimmung. Nicht weit entfernt errichteten wir das Häuschen, das meistens eine Türöffnung in der Form eines Herzes besitzt. Pepi, von Beruf Spengler, fertigte eine Schüssel zum Spülen des Geschirrs und für das wöchentliche Bad im Stehen. Wasser für den Hausgebrauch schleppten wir in einem Benzinkanister herbei. Leider besaßen wir keinen Stromanschluß. So mußten Kerzen für Beleuchtung sorgen. Öfters saßen wir im Dunkeln.

Ein glücklicher Zufall kam uns zu Hilfe. Ein Bauer hatte uns erlaubt, Strom von ihm zu beziehen. Wir benötigten 100 m Kabel. Damals warfen amerikanische Soldaten alte Kabel der Wehrmacht von den Bäumen, um sie aufzurollen. In gehörigem Abstand schlichen Hans und ich hinterher und bedienten uns. So sorgte der ehemalige Feind, daß Kabel vom ehemaligen Feind für friedliche Zwecke Verwendung fanden, und daß unser Paradies in hellem Licht erstrahlte.

Als erster verließ uns Pepi, unser Freund aus Engelswald. Sein Vater war von den Russen umgebracht, die Familie ins Württembergische ausgesiedelt worden. Er wurde dort dringend gebraucht. Er vergaß uns nicht und belieferte uns hie und da mit Wein. (Und ganz nebenbei: Ihm verdanke ich auch die erste Verbindung zu meiner Frau, seiner Cousine!) Hans und ich hatten inzwischen einen Arbeitsplatz gefunden. Leider betrug der tägliche Fußmarsch dorthin und zurück 12 km. Es war anstrengend, auch deshalb, weil es kaum Lebensmittel gab. Es mangelte auch an Kleidung, besonders an Schuhen. Blasen an den Füßen waren keine Seltenheit. Später wurde ein umgebaute LKW als primitiver Bus eingesetzt. Wir saßen auf Holzbänken, doch es war für alle eine große Erleichterung.

Es waren die Jahre der Zigarettenwährung, des blühenden Schwarzmarktes und der Sommerzeit. Die Uhren wurden um zwei Stunden vorgestellt. Dies war für unsere allabendlichen Unternehmungen ungünstig. Sie waren im Grunde harmlos, und doch am Rande der Legalität. Doch wer fragte schon danach. Man wollte nicht mehr, als sich satt essen und in einer warmen Stube sitzen. Damals gab es kaum dicke Menschen, auch Diabetes war fast unbekannt. Wir hatten im übrigen schon genügend gehungert und gefroren. Eines Abends sägten wir eine Birke um und schoben den Stamm als Brennmaterial unter die Hütte. Sie stand ja auf Pfählen. Am nächsten Tag war der Stamm verschwunden. Es gab eben noch andere, die dringend Heizmaterial benötigten. Freunde kamen zu uns auf Besuch, auch Angehörige der Familie, Geburtstage wurden gefeiert und andere kleine Festlichkeiten. Pepis Wein aus Württemberg leistete seinen Beitrag.

Einmal beobachteten wir, wie ein Bussard eine Henne schlug. Schnell waren wir zur Stelle und die Henne landete im Kochtopf. Eines Abends waren die Kartoffeln ausgegangen. Der Mond stand als schmale Sichel am Himmel, als wir das Feld aufsuchten. Plötzlich erhoben sich vor uns zwei Gestalten vom Acker und standen mit erhobenen Händen da. „Macht weiter“, sagte Hans, „wir holen auch nur Kartoffeln!“ Später erzählten uns die beiden, daß sie uns wegen unserer Mützen für Polizisten gehalten hätten.

Ein andermal fand ich in der Stadt eine neue Holzklammer, wie sie Zimmerleute verwenden. Natürlich nahm ich sie mit. Damals konnte man alles brauchen. Manchmal stand Polizei am Stadtrand und kontrollierte. Auch diesmal standen sie da, ich mußte meine Tasche öffnen. „Woher ist die Klammer?“ Wahrheitsgemäß antwortete ich: „Auf der Straße gefunden!“ Da fauchte mich der Gesetzeshüter an: „Lügen tun Sie auch noch!“

So reihte sich Erlebnis an Erlebnis. Wir genossen diese Jahre, auch wenn es an allem mangelte. Wir waren jung, und wir hatten den Krieg überlebt. Ziemlich überraschend kam 1948 die Währungsreform. Fast über

Nacht gab es Dinge zu kaufen, von denen man vorher nur träumen konnte. Wir blieben noch zwei Jahre in unserem Paradies. Dann verließen wir unsere Hütte, schauten noch einmal dankbar zurück, auf das Haus, auf den Tisch und die Bank unter den Eichen, wo wir an lauen Sommerabenden gegessen hatten. Unser Wunsch, einen Teil der verlorenen Jugendjahre zurückzuholen, war in Erfüllung gegangen.

Später heirateten wir alle drei, einer nach dem andern. Wir blieben Freunde, und wir werden Freunde bleiben, solange wir leben.

Jahre später wurde die alte Dorfkirche zu klein und man beschloß, eine neue zu bauen. Im Gemeinderat kam der Vorschlag, sie auf den Platz zu bauen, wo einmal die Junggesellen gewohnt hatten. Außerdem stünde sie da auf geweihtem Boden, hieß es unter Gelächter. So geschah es. Heute steht dort ein schönes Gotteshaus, in dem die Gläubigen um Einlaß in das Paradies beten. Drei junge, heimatvertriebene ehemalige Soldaten aus dem Kuhländchen hatten sich dort schon auf dieser Erde ein kleines Paradies geschaffen, das Paradies der Junggesellen.



Otto Pauler:

## Nach der Gefangenschaft in die Ostzone

Im Mai 1948 wurde ich aus französischer Kriegsgefangenschaft entlassen. Ich hatte schon einiges hinter mir. Seit 1942 Militärdienst, erst in Rußland, dann im Westen, danach amerikanische Gefangenschaft bei Alencon in der Nähe von Paris. In Calais sollten wir den Engländern übergeben werden, doch daraus wurde nichts. So kam ich nach Südfrankreich und mußte in Kohlegruben in der Nähe von Nimes arbeiten.

Später arbeitete ich bei einer Weinbäuerin. Zu dieser Zeit wurden Bemühungen der Siegermächte bekannt, Gefangene, die Familienangehörige in Österreich oder im Sudetenland hatten, dorthin sofort zu entlassen. Deshalb brachte man mich ins Elsass nach St. Avold. Doch die angekündigte Entlassung traf auf mich nicht zu. So konnte ich der körperlich äußerst schweren Arbeit in einem Steinbruch nicht entgehen. Jeden Tag wurden wir auf einem offenen LKW zum Steinbruch gefahren. Mein Freund und Mitgefangener Schmidt und ich beschlossen, vom fahrenden LKW abzuspringen und dann irgendwie nach Deutschland durchzukommen.

Wir hatten ausgemacht, daß wir beim morgendlichen Transport zur Arbeit an einer bestimmten Stelle, an der der LKW aufgrund schlechter Straßenverhältnisse etwas langsamer fahren mußte, abspringen. Auf der offenen Ladefläche standen eng gedrängt etwa 15 Gefangene. Vorn neben der Fahrerkabine an der Bordwand saßen zwei französische Posten mit Gewehren. Auf das vereinbarte Kommando „Ab!“ sprangen wir über die relativ hohe hintere Bordwand, natürlich gegen die Fahrtrichtung. Wir stürzten, und Schmidt verletzte sich arg am Handballen. Unsere auf den Asphalt aufschlagenden Kochgeschirre machten einen höllischen Lärm. Aber es fielen keine Schüsse. Wir merkten auch nichts von einer Suche nach uns. Wahrscheinlich schwiegen unsere Kameraden, oder man glaubte uns noch im Lager.

Trotz der schweren Verletzung von Schmidts Handballen wollten wir unseren Plan fortsetzen. Wir liefen quer über die Straße in den Wald. Nach langem Lauf, meist bergan, versteckten wir uns zwischen zwei gefällten Baustämmen und verbrachten hier, meist im Liegen, etwa 13 Stunden, bis es dunkelte. In unserer Gefangenenkleidung mit PG (Prisonier de Guerre) auf dem Rücken wären wir für jedermann sofort als Deutsche zu erkennen

gewesen. Um die Grenze im Elsass zu erreichen, mußten wir die nördliche Richtung einschlagen. Leider bewölkte sich der Himmel zusehends, sodaß der Polarstern, unsere einzige Orientierung, immer mehr verschwand. Als wir am frühen Morgen beleuchtete Häuser sahen, wähten wir uns am Ziel unserer Wünsche. Doch dann erkannten wir in der zunehmenden Morgendämmerung zu unserem Schrecken unser eigenes Lager wieder. Wir waren sicher nicht die ersten und werden nicht die letzten gewesen sein, die bei schlechter Witterung auf den Nordstern orientiert im Kreis gelaufen sind.

In einer Gebüschgruppe auf offenem Feld verbrachten wir den ganzen Tag mit Warten auf den Abend, um dann erneut unser Glück zu versuchen. Diesmal herrschte hellster Mondschein. Wir übersprangen das 5 bis 6 m breite, im Frühling stark wasserführende Fließchen Rochelle und befanden uns vor einer unübersehbaren Wiesen- und Ackerfläche. An deren Rand stand das Schild „Minen!“. Über diese verminte Fläche mußten wir robben - es kam uns schier endlos vor. Wir hatten zu robben, weil nicht weit entfernt eine Straße vorbei führte, an der barackenähnliche Grenzhäuschen standen. Wir konnten also gesehen werden.

Unser Magen knurrte, da wir schon zwei Tage nichts gegessen hatten. Beim Absprung vom LKW hatten wir nämlich unsere „Eiserne Ration“ verloren, die aus Weißbrotstücken bestand. So aßen wir Blätter von den Bäumen und lechzten nach Wasser, wenn es als Rinnsal aus felsigem Grund sickerte. Es war März, die Nächte waren kalt, wir froren buchstäblich wie die Hunde. Erschöpft, hungrig und durstig machten wir Zwangspausen und achteten darauf, nicht einzuschlafen, indem wir uns gegenseitig immer weckten. Dann endlich Häuser, es war gegen 24 Uhr. Wir erreichten die Straße. Eine Person verließ eines der Häuser. Wir vermuteten einen zur Schicht gehenden Eisenbahner, von dem wir uns Hilfe erhofften. Leider war es ein Grenzpolizist, der unsere Situation sofort erfaßte und „Hände hoch!“ rief. Er führte uns zu einer Baracke der Grenzpolizei.

Der Wunsch nach etwas Trinkbarem wurde erfüllt. Ich war schließlich froh über dieses Ende, da die rot-blauen Striemen am Unterarm meines Kameraden eine Blutvergiftung ankündigten. Die Baracke wurde mit einem großen Kanonenofen geheizt. Mein Kamerad legte sich neben das Feuertürchen. Ich versank sofort in tiefen Schlaf. Irgendwann in der Nacht weckte mich ein Rumoren. Meinem Kameraden war Glut auf den Rücken gefallen. Verbrennungen dritten Grades waren die Folge, ein Arztbesuch war notwendig.

Dann übergab man uns der Polizei. Eingesperrt in einem schmutzigen Kellergelass versagte man uns Trinkbares gegen unseren quälenden Durst. Statt dessen bekamen wir sinngemäß zur Antwort: „Ich auch war in deut-

scher Gefangenschaft, dort auch nix trinken. Ihr auch nix trinken!“ Ein Polizeiauto brachte uns zurück nach unserem Lager in St. Avold. Mit Glatzenschnitt und vier Wochen Arrest wurden wir für unsere übermütige Eskapade bestraft. Mein Kamerad konnte geheilt werden. Leider verlor sich unser Kontakt, als ich das Lager verlassen durfte.

Die Entlassung aus der Gefangenschaft vollzog sich nach den Kriterien des Familienstandes. Da habe ich mich auf meinem Kärtchen ganz einfach zum Verheirateten mit einem Kind gemacht. Auf diese Weise war die Chance der früheren Entlassung größer. So kam ich 1948 frei.

Bereits in Südfrankreich hatte mich eine Nachricht meiner Mutter erreicht. Ich weiß nicht, wie sie es schaffte, wahrscheinlich über den Suchdienst des Roten Kreuzes. Sie war 1946 mit unserer Familie aus Odrau im Viehwaggon in die russische besetzte Zone vertrieben worden. Ich wollte zu ihr, sie lebte in Freital bei Dresden.

Zuerst mußte ich vier Wochen in ein Quarantänelager bei Leipzig, dann durfte ich nach Dresden. Einen grauenhaften Eindruck machte auf mich die Straßenbahnfahrt ins Stadtzentrum. Ruinen über Ruinen. Ich hatte die Zerstörung von Frankfurt/M. selbst erlebt, war als Soldat der Marbachkaserne zu Löscharbeiten eingesetzt worden, aber das wurde von dem Trümmerchaos Dresdens fast noch in den Schatten gestellt.

Das Leben in der Ostzone, der späteren DDR, war bis 1952 schwer. Mit Feuersteinen und Kernseife, die ich aus der französischen Gefangenschaft mitgebracht hatte, gingen Mutter und ich zum Schwarzmarkt, was verboten war, oder zu Bauern, um Lebensmittel zu tauschen. Es gab Lebensmittelkarten. In Erinnerung ist mir noch eine mehrtägige Fahrt mit einer Schulklasse. Täglich zählten wir die Lebensmittelkarten zusammen, um einkaufen zu können. Erst nach 2 oder 3 Monaten begann ich, Arbeit zu suchen. Das sollte mich fast teuer zu stehen kommen.

Ich bemühte mich um die Möglichkeit, in den Polizeidienst zu kommen. Als erfahrener Soldat lag das nahe. So wandte ich mich an einen Antifa-Aussiedler, der mir aus der Heimat bekannt war. Er hatte schon die Sprossen einer Karriereleiter erklimmt und war im Polizeipräsidium Dresden tätig. Statt mir zu helfen, vertröstete er mich lange Zeit und schickte mich dann zu seinem Vorgesetzten, Herrn Aschenbach. Der sprach sofort Klartext: „Wenn Sie nicht sofort Arbeit suchen, schicke ich Sie nach Sibirien!“ So also sah die Hilfe eines mir bekannten Umsiedlers aus, der mich erst einmal für geheimdienstliche Informationen benutzte, ehe er mich seinem Vorgesetzten auslieferte. Später noch einmal eine Begegnung mit ihm, dann hörte ich nichts mehr. Gerüchte besagten, daß er wegen Spionage für den westlichen Geheimdienst erschossen worden wäre.

Ich landete bei der Deutschen Reichsbahn, die mir Entwicklungsmöglichkeiten versprach. Also fing ich als BUA, Bahnunterhaltungsarbeiter, an. Nach einem Dreivierteljahr interessierte mich eine Neulehrerausbildung mehr. Ich ließ mich für einen Kurs der russischen Sprache einschreiben, weil es keine Alternative dazu gab. So entwickelte sich mein beruflicher Weg in der DDR: Vom Kursisten über das spätere Staatsexamen zu einem Fachlehrer für Russisch und Sport. Ob das in der BRD möglich gewesen wäre, weiß ich nicht.

Die Arbeit mit meinen Schülern machte mir Freude. Sport war schon in Odrau meine Leidenschaft gewesen. Hier konnte ich das mit Erfolg fortsetzen. Als ich in Pension ging, durfte ich auf ein erfülltes Berufsleben zurückblicken. Meine Heimat Odrau hatte ich verloren, in Freital habe ich eine zweite Heimat gefunden.

Emanuel Schneider:

## **Von der Optimit in Odrau zu Metzeler nach München**

In den „Erinnerungen an Odrau“ habe ich meine Erlebnisse während des Krieges, die Gefangenschaft in Rußland, den vergeblichen Fluchtversuch im Kaukasus und zuletzt die Ankunft bei meinen inzwischen ausgesiedelten Eltern in Bayern beschrieben. Im folgenden möchte ich etwas über die Schwierigkeiten beim Beginn im Westen berichten.

In der Optimit, der Odrauer Gummifabrik, hatte ich zu Beginn des Krieges eine Lehre als Gummi-Techniker abgeschlossen. Bis zu meiner Einberufung zum Militärdienst 1942 arbeitete ich in der Abteilung für Technische Gummiartikel und Luftboote (Schlauchboote für die Wehrmacht). Diese Erfahrung kam mir nach der Gefangenschaft 1949 zugute. Ich bewarb mich damals bei vier Gummi-Fabriken und hatte Glück: Die Firma Metzeler bot mir eine Stelle in München an.

Man kann sich heute nicht vorstellen, welche Probleme in der ersten Nachkriegszeit im zerstörten Deutschland zu bewältigen waren. Vorerst

brauchte ich eine Zuzugsgenehmigung nach München. Aber ohne Wohnung kein Zuzug. Es gab weder Wohnungen noch Essen noch Geld. Im zweiten Anlauf hatte ich Erfolg. Ich konnte einen Schlafplatz nachweisen, nämlich in einem Saal zusammen mit 70 Männern. So bekam ich Zuzug und Arbeit. Welch eine Freude! Zum Frühstück gab es 1 Scheibe trockenes Brot und Tee; dann kam der Fußmarsch zur Firma, da ich kein Geld für die Straßenbahn hatte; das Mittagessen in der Kantine bestand aus 2 Scheiben Brot und Wasser aus dem Wasserhahn.

Da entdeckte ich eine ganze Reihe von Arbeitskollegen aus der Optimit, die Metzeler als Facharbeiter aus den Flüchtlingslagern geholt hatte. Man war zufrieden mit unserer Arbeit und errichtete sogar Baracken, in die wir einziehen konnten. Ich kam in einen Raum von 12 qm, in dem wir vier Junggesellen lebten. Das war schon ein Fortschritt gegenüber dem Saal mit 70 Personen! Als bescheidener Mensch war ich glücklich, als mir mein erster Monatslohn in Höhe von 71,- DM ausbezahlt wurde. Wer kann sich heute meine Freude darüber vorstellen?

Ich arbeitete in den verschiedenen Abteilungen der Firma, in der Technischen Abteilung, dem Schlauchsaal, bei Luftbooten und bei Camping-Ausrüstung. Besonders freute mich, daß ich mit Odrauern zusammenarbeiten und die in der Optimit erlernten Kenntnisse hier anwenden konnte. Ich wurde Vorarbeiter, dann Werkmeister, und mehr als einmal gab es ein Odrauer Optimit-Treffen im Münchner Pschorrkeller.

Die ersten Jahre waren schwer, doch dann ging es bergauf. Bald konnte ich mit meiner Familie mein neues Haus in Gilching beziehen. Und nach meiner Pensionierung folgten noch viele Aufträge als freier Mitarbeiter im Ausland. Sie führten mich in viele europäische Länder und in ferne Teile der Welt, nach Japan, Taiwan, Thailand, Korea, China. So hatte ich nicht nur interessante Arbeit, sondern konnte auch meiner Reiselust fröhnen.

Oft frage ich mich, ob ich diese Chancen auch gehabt hätte, wäre ich in der Optimit geblieben. Jedenfalls verdanke ich dieser Odrauer Gummifabrik meine Ausbildung, auf der ich später aufbauen konnte. Bei einem Besuch in Odrau wollte ich auch die Optimit besuchen, aber es wurde mir verwehrt. Das macht nichts. Hier im Westen habe ich meine neue Heimat gefunden, wofür ich dankbar bin.

Helga Hofmann geb. Blasel:

## **Unser Aufbruch in der neuen Heimat**

Am Karsamstag 1946 kamen wir im Kohlenwaggon mit dem ersten Vertriebenentransport aus Odrau im Auffanglager in Neuburg/Dö. an. Unsere Familie bestand aus 6 Personen: Meine Eltern, meine drei Brüder von 4, 6 und 16 Jahren und ich, 18 Jahre alt. Nach mehreren Wochen Lagerleben in Neuburg kamen wir aufs Land. Meine Mutter erhoffte sich dort vor allem, die zwei jüngsten Söhne mit frischer Milch, Bauernbrot, Gemüse und Obst wieder aufpäppeln zu können. Sie konnte nicht ahnen, daß sie erst ein Paar lange Wollsocken für den Bauern würde stricken müssen, bevor sie 1 Liter Milch und drei Eier bekam.

Im Lastwagen kamen wir und noch drei Odrauer Familien Ende Mai nach Haselbach, einem Dörfchen mit 19 Hausnummern, von Feldern, Wiesen und tiefen Wäldern umgeben, wo sich Fuchs und Hase „Gute Nacht“ sagten. Ganz Haselbach hatte sich versammelt, als der Lastwagen auf dem Dorfplatz hielt und einer nach dem anderen hinunterkletterte. Die Bauernburschen klatschten, als mir ein guter Sprung gelang. Meine Familie wurde im Schulhaus in einem 40 qm großen Raum mit Kachelofen und einem riesigen Tisch untergebracht. In der ersten Nacht schliefen wir alle auf dem Fußboden. Am nächsten Tag ging ich von Bauernhof zu Bauernhof und fragte nach Bettgestellen. Ich hatte Glück und ergatterte sogar noch einen Kleiderschrank, etwas wurmstichig zwar, aber immerhin.

In Haselbach gab es weder Lebensmittelgeschäfte noch einen Bäcker- oder Metzgerladen. So schlossen wir uns heimatvertriebenen Frauen aus dem Böhmerwald und aus Ungarn an, die schon vor uns da waren und die Situation kannten. Mit ihnen gingen wir zweimal wöchentlich in den nächsten Ort, 8 km hin, 8 km zurück durch den Wald, um von dort die wichtigsten Nahrungsmittel zu kaufen und herbeizuschleppen. Auf die Dauer war das ein unhaltbarer Zustand. Meine Mutter machte dem Bürgermeister den Vorschlag, daß das Milchauto, das täglich kam, um Milch von den Bauern abzuholen, Lebensmittel zu uns bringen könnte. Es klappte! Fortan verteilte meine Mutter in der Schulküche Brot und Milch, schnitt die Lebensmittelmarken ab und kassierte das Geld ein. Gleichzeitig wurde die Schulküche ein Treffpunkt zum Austausch von leidvollen Erlebnissen

bei Flucht und Vertreibung, von Hoffen und Bangen auf die Rückkehr der vermißten Männer und Väter.

Der Bürgermeister von Haselbach war mir nicht gerade freundlich zugegan. Die mir zustehenden Lebensmittelmarken wollte er erst aushändigen, wenn ich arbeiten ging, und das bedeutete Waldarbeit. Lapidar drückte er mir eine kleine Sichel in die Hand, beschrieb mir den Weg durch den Wald und ließ mich dort in einem Jungwald jedes einzelne kleine Fichtenbäumchen von den hochwuchernden Grashalmen befreien. Zwei Wochen lang machte ich diesen Weg, sang Lieder, genoß die friedvolle Stille und fühlte mich geborgen, als wäre ich daheim im Pohorschwald.

Als ich dem Bürgermeister am Ende der Arbeit die Sichel zurückbrachte, bat ich ihn um einen Bezugschein für ein Paar neue Schuhe, da meine Schuhe durch die Waldmärsche kaum mehr benutzbar waren. Er akzeptierte das nicht und sagte nur mürrisch, daß ich die Schuhe ohnedies auf dem Tanzboden verschleifen würde.

Allmählich bewältigten wir unsere Lage. Ich entdeckte ein Strickwarengeschäft im Nachbardorf, für das ich wöchentlich einen Pullover stricken konnte. Ich entwarf neue Muster und kassierte dafür doppelten Lohn. So ging es langsam bergauf, mühsam und in kleinsten Schritten. Als ich im November 1947 eine Anstellung beim Landratsamt in Neuburg erhielt, war das Schlimmste überstanden. Meine Eltern und Geschwister konnten 1951 eine Neubauwohnung in Neuburg beziehen - wir hatten es geschafft.

In unseren Häusern in Odrau hatten sich die zugewanderten Tschechen derweil breit gemacht. Ob sie wohl jemals daran dachten, in welche Lage uns die Vertreibung gebracht hatte?

Erika Neumann geb. Rabel:

## **Neubeginn in der Holzbaracke**

Als unsere Familie Odrau im Zuge der Vertreibung am 27.6.1946 verlassen mußte, befanden wir uns im Viehwaggon Nr. 9 des Güterzuges mit 40 Wagen. Langsam rollte der Transport zum Städtchen hinaus. Irgendwo wurde gesungen: „Beim Amerikaner wird's uns besser geh'n, doch wir hoffen auf ein Wiederseh'n“. In unserem Wagen blieb es still. Unter den

30 Personen waren zwei kranke Kinder. Bei Furth im Walde hatten wir die tschechische Grenze passiert und atmeten auf. Wir wurden sofort von den Amerikanern verpflegt, das amerikanische Weißbrot schmecke ich heute noch. Den asthmakranken Jungen und seinen fiebernden Bruder holte man zusammen mit ihrer Mutter als erste aus dem Waggon. Nach der Registrierung und Entlassung, die uns schockte, ging die Fahrt weiter bis nach Heidelberg. „Hier bleiben wir!“ hieß es, und ich freute mich. Sofort fiel mir die Erdkundestunde in Odrau ein: „Heidelberg, am Neckar gelegen, Universitätsstadt mit einer berühmten Schloßruine“. Ich konnte es kaum erwarten, in die Stadt zu kommen. Doch es war Sonntag, und wir mußten noch einen Tag im Viehwaggon verbringen.

Am nächsten Tag die Enttäuschung, ich hatte mich zu früh gefreut. Es gab nicht genug Platz für uns 1200 Personen in der Stadt, so wurden die ersten 10 Waggons abgekuppelt und wir fuhren weiter in den Kreis Bruchsal. Nach kurzem Lageraufenthalt im Schloß Kislau erhielten wir in Kirrlach zwei kleine Räume in einer gemeindeeigenen Holzbaracke als erste Unterkunft. Unsere Familie bestand aus 8 Personen. Der dritte Raum wurde etwas später mit einer 6-köpfigen Familie aus Freiwaldau belegt. Die Möbliierung unserer Räume bestand aus einem Tisch und einem Stockwerkbett. Die meisten Familienmitglieder schliefen auf dem Bretterboden, meine Schwester Else in der mitgebrachten Volksbadewanne, und ich legte mich manchmal auf den Tisch.

Die blutrünstigen Rheinschnaken überfielen uns in den heißen Sommernächten erbarmungslos. Am Tag tummelten sich 11 Kinder im Alter von 1 bis 16 Jahren auf dem winzigen Hof in der Blumenstraße. Die Nachbarkinder riefen „Zigeuner“ über den Zaun. Der Anfang in Deutschland war bitter. Unser Vater war enttäuscht, als Schmied konnte er in dem Dorf keine Arbeit finden. Hier gab es keine Bauern mit Pferden. Kirrlach war eine Arbeitersiedlung mit schmucken kleinen Häuschen, aber keine Bauernhöfe. Außerdem verstanden wir die Leute schlecht, der nordbadische Dialekt prallte auf uns wie eine Fremdsprache. In Odrau hatte man uns bei der Gepäckkontrolle vor der Aussiedlung eine Kiste wegen Übergewichts weggenommen, 50 kg waren das Limit. Und gerade in dieser Kiste hatte sich unser Eßbesteck befunden. Wir hatten kaum einen Löffel und mußten nacheinander essen. Für die paar Reichsmark, die wir in Nudelholz und Küchenuhr herübergeschmuggelt hatten, gab es in den Läden kaum etwas zu kaufen, es herrschte die Zeit des Schwarzmarkts.

Aber bald wendete sich das Blatt. Vater fand Arbeit in einer Hammer Schmiede im Nachbardorf. Wir Kinder konnten wieder in die Schule gehen und hatten dort keine Probleme. Die Nachbarn wurden freundlicher und

halfen, so gut sie konnten. Der eine brachte eine Bank, der andere einen Krautkopf oder Bohnen aus dem Garten. Die Lebensmittelversorgung in den Dörfern war schlechter als in der Stadt. Wir wurden nicht immer satt. Mich zog es oft an den nahen Rhein zum Schwimmen. Danach kam ich hungrig nach Hause, so ließ ich es lieber bleiben.

Nach zwei Jahren bekamen wir eine bessere Wohnung und nach zwölf Jahren wohnten wir wieder im eigenen Haus! Alle Rabel-Kinder haben einheimische Partner geheiratet und leben heute in guten Verhältnissen. Wie hätte sich unser Vater gefreut! Er durfte es nicht mehr erleben. Er starb elf Jahre nach der Vertreibung an den Spätfolgen eines unverschuldeten Verkehrsunfalls. „Das war schlimmer als die Vertreibung!“ klagte unsere Mutter. Vater hatte sich gerade mit Hilfe eines Aufbaudarlehens in Heidelberg wieder selbständig gemacht und hoffte auf gute Zeiten. Und nun war alles anders gekommen. Mutter erholte sich nie ganz von diesem Schicksalsschlag. Ihr blieb die Freude an ihren Kindern und einem neuen Haus, dessen Plan Vater noch unterschrieben hatte. Nun ruhen beide auf dem Friedhof in Kirrlach. Odrau haben sie nie wiedergesehen.

Walther Mann: Ein Bericht

## **Der Heichel-Kuli: „Zum Unternehmer geboren“**

Nach langer Suche stieß ich auf das Schicksal eines Odrauers, das mich stark beeindruckt hat: Alfred Heichel, Jahrgang 1923, wir nannten ihn Heichel-„Kuli“. In Odrau arbeitete er in der Optimit; ich kannte ihn vor allem aus dem Jungvolk, in dem er irgendeine Funktion hatte. Eines Tages war er nicht mehr da, einberufen zu Militär, wie alle seines Alters.

In unseren „Erinnerungen an Odrau“ habe ich auf Seite 76 beschrieben, wie sich unsere Wege ganz überraschend und dramatisch noch einmal kreuzten. Es war im Mai 1945 in der südböhmischen Stadt Deutsch-Brod. Im unbeschreiblichen Chaos der letzten Kriegstage hatte ich auf der Flucht meine Mutter und meine Schwester verloren und trottete als 13-Jähriger allein im endlosen Zug der Soldaten, Flüchtlinge, Menschen und Tiere westwärts. Plötzlich klopfte mir ein Soldat auf die Schulter: „Was machst Du denn da?“. Es war der Kuli.

Gerade hatten uns die Russen überrollt und die Soldaten formierten sich in endlosen Kolonnen zum Marsch in die Gefangenschaft. Kuli war, soweit ich mich erinnere, Hauptmann. Mit ihm ging sein Kompaniechef, ein Major. Ich folgte den beiden und war stolz, mit Soldaten marschieren zu dürfen. Wir landeten im Kriegsgefangenenlager Deutsch-Brod, einem ehemaligen Feldflughafen, in dem Tausende von Soldaten auf bloßer Erde lagerten. Meine Illusionen platzten sehr schnell. Der Boden war übersät mit Eisernen Kreuzen, Ritterkreuzen, Schulterklappen. Mehrmals wurde ich von Soldaten hart angegangen, die mir meine Zivilkleider abnehmen wollten, um selbst damit unauffälliger fliehen zu können. Kuli half mir, mich zu wehren und meine Kleider zu behalten.

Nach einer Nacht war mir klar, daß ich als kleiner unerfahrener Junge in dieser hart gewordenen Männerwelt, in der jeder nur sich selbst der Nächste war, keine Chance hatte. Ich suchte ein Loch zur Flucht, kehrte noch einmal zu Kuli zurück, übergab ihm Kompaß und Karten, die er mir zur Aufbewahrung zugesteckt hatte, und es gelang mir tatsächlich, aus dem Lager zu entkommen. Kuli sah ich nicht wieder. - Als ich nach wochenlanger Odyssee wieder in Odrau war, suchte ich seine Mutter und berichtete ihr. Es war das erste Lebenszeichen von ihrem Sohn nach dem Krieg.

Natürlich hat mich später immer wieder die Frage beschäftigt, was aus Kuli geworden war, mit dem ich diesen dramatischen Tag im Gefangenenlager verbracht hatte. Gerüchteweise hörte ich Anfang 1946, daß er aus der Gefangenschaft in Rußland geschrieben hätte. Welch ein Glück für mich, daß ich damals aus dem Lager in Deutsch-Brod entkommen konnte! Mehr konnte ich trotz wiederholter Bemühungen nicht erfahren. Erst im Rahmen meiner Arbeit an unseren „Erinnerungen“ erhielt ich Hinweise, die mich jetzt zu Kulis Witwe führten. Von ihr hörte ich mehr über sein Schicksal.

Kuli war in ein Gefangenenlager in Woronesch in Rußland gekommen, aus dem er erst Weihnachten 1948 freikam. Diese Zeit muß so schlimm gewesen sein, daß er es sein Leben lang ablehnte, darüber zu reden. Da seine Eltern mit dem 9. Transport aus Odrau vertrieben worden waren und in Meißen lebten, wurde auch er dorthin entlassen. Ohne jeden Besitz, aber mit Mut und Kraft begann er von Neuem. Er drückte nochmals die Schulbank, absolvierte ein Maschinenbaustudium in Meißen und wurde Technischer Leiter der dortigen Kabelwerke. Auch in dieser Position vertrat er offen seine Meinung, was ihn politisch mißliebig machte. Als ihn Freunde warnten, daß seine Verhaftung unmittelbar bevorstünde, flüchtete er 1955 bei Nacht und Nebel nach Westberlin, mit einer Aktentasche als einziges Gepäck. Auch da war er in Gefahr, Republikflucht galt in der DDR als Verbrechen, für ihn als ehemaligen Betriebsleiter doppelt. Die Stasi ver-

suchte, nahe Verwandte als Lockvogel zu benutzen, um sich seiner zu bemächtigen - wieder erreichte ihn die Warnung rechtzeitig.

Noch einmal ein neuer Anfang. Nach Tätigkeit in Berlin und Hannover versetzte ihn die Firma Continental 1962 als Niederlassungsleiter nach Babenhausen in Hessen, 15 km von meinem Wohnort entfernt, ich hatte keine Ahnung. Später machte er sich selbständig und gründete 1974 zusammen mit seiner zweiten Frau Ingrid das Maschinenbau-Unternehmen ABI, das Spezialgeräte für den Tiefbau entwickelte und herstellte. Nochmals ein Anfang ganz von vorne: Mit 2 Mann und einer gemieteten Halle begannen sie, heute arbeiten 200 Mann in dem großen Werk mit Niederlassungen in Süddeutschland und in den USA. „Alfred Heichel war zum Unternehmer geboren“, heißt es in einem Firmenprospekt, in dem seine wegweisenden Entwicklungen auf dem Gebiet der Ramm-, Bohr- und Ziehtechnik dargestellt sind. In der Tat, eine bewundernswerte Karriere! Sie hatte ihren Preis: Urlaub, Ferienreisen oder Spaßgesellschaft waren bei ihnen unbekannte Begriffe. Das gemeinsame Werk prägte das Leben, Verantwortung war der Leitfaden, Erfolg die Befriedigung.

Doch dann forderte die Gesundheit ihren Tribut. Er erkrankte schwer, trotzdem widmete er seine ganze Arbeitskraft weiterhin seiner Firma. Obwohl in den letzten Jahren nach schweren Operationen an den Rollstuhl gefesselt, war er täglich in seinem Werk und kümmerte sich um dessen Entwicklung. Vom Schreibtisch weg mußte er eines Tages ins Krankenhaus gebracht werden, wo er kurz darauf starb. Das war 1995.

Seitdem führt die Witwe mit den beiden Söhnen, die als Maschinenbauer in die Fußstapfen des Vaters getreten sind, das Werk des Firmengründers fort. Sie bringt ein Foto ihres Mannes aus den letzten Lebensjahren. Auch heute noch spricht sie voller Bewunderung, Hochachtung und Liebe von ihm, von seiner Schaffenskraft, seiner technischen Begabung, seiner Fähigkeit, auf Menschen zuzugehen, seine Mitarbeiter zu begeistern und sich um sie zu kümmern. Wie anders könnte ein solches Lebenswerk entstehen, aus solch hoffnungslosen Anfängen! Ein Leben, das in Odrau begann, durch harte Jahre in Krieg und Gefangenschaft, durch Vertreibung der Familie aus der Heimat, durch Flucht aus der DDR gekennzeichnet war und letztlich im Erfolg als tüchtiger, erfolgreicher Unternehmer endete.

Auch sie war durch die Vertreibung aus ihrer Heimat Pommern geprägt und wußte, daß so ein Schicksalsschlag nur durch Zusammenstehen und harte Arbeit überwunden werden kann. Heute bemüht sie sich, das Loch, das der Tod ihres Mannes in ihrem Leben hinterließ, durch umso stärkeren Einsatz in dem gemeinsamen Werk zu überbrücken. Alles Gute! wünsche ich im Gedenken an unseren Heichel-Kuli.

Karl Kremel:

## **Besuch in Odrau nach dreißig Jahren**

Am 10. Oktober 1938, nach dem Vertrag von München, kam die Deutsche Wehrmacht auch nach Odrau. In unserem Haus waren zeitweilig fünf Soldaten einquartiert; sie kamen aus verschiedenen Gegenden Deutschlands und erzählten viel von ihrer Heimat. Das weckte mein Fernweh.

Immer schon wollte ich in einer anderen Drechslerei arbeiten, nun war beste Gelegenheit dazu. Ich bewarb mich um eine Stelle in Oldenburg in Niedersachsen und trat diese Arbeit Anfang 1939 an. In der Werkstatt wurde fast nur plattdeutsch gesprochen. Jetzt begriff ich, was unser Fachlehrer Wisowsky in der Bürgerschule gemeint hatte, als er sagte: „An der Waterkant wird die Dat- und Wat-Sprache gesprochen.“ Da ich beim Meister in Kost und Logis war, hatte ich Familienanschluß. Recht bald lernte ich plattdeutsch verstehen und später auch sprechen.

Im Januar 1940 wurde ich zur Marine-Artillerie eingezogen und in mehreren Stellungen an der Ost- und Nordseeküste eingesetzt. Schließlich kam ich in die Atlantik-Festung Brest an der Kanalküste. Nach dem Fall von Brest am 18. September 1944 geriet ich in amerikanische Gefangenschaft. Als wir nach einem dreiviertel Jahr erstmals auf einem Formular 60 Worte nach Hause schreiben durften, war die Freude groß. Die meisten meiner Kameraden bekamen bald Antwort von daheim, für mich aber war nie Post dabei.

Da wir nur alle 100 Tage schreiben durften, schilderte ich in meiner Verzweiflung einer alten Brief-Bekannten im Altreich meine Lage. Sie schrieb an meine Frau in Odrau - ich hatte 1942 geheiratet und war seit September 1943 stolzer Vater. Der Odrauer Briefträger Schwarz kannte unsere Familienverhältnisse und gab den Brief an meine Mutter weiter. Sie schrieb mir im April 1946, daß meine Frau bereits im August 1945 an Typhus gestorben war. Man vermutete, daß sie sich bei der verordneten Zwangsarbeit auf einem landwirtschaftlichen Hof an verdorbenem Wasser infiziert hätte. Das war eine schmerzliche Nachricht. Um meinen kleinen Sohn kümmerte sich seitdem meine Schwiegermutter, da meine Mutter bald darauf zu Zwangsarbeit verschleppt wurde.

Im September 1946 wurde ich aus der Kriegsgefangenschaft nach Oberhausen in Baden entlassen. Hierher waren nämlich meine Mutter, meine

Schwiegermutter und mein inzwischen drei Jahre alter Sohn ausgesiedelt worden. Da ich in dieser Gegend keine Arbeit finden konnte, meldete ich mich wieder bei meinem alten Meister in Oldenburg. Er bot mir einen Meisterposten in seinem Betrieb an. Die Meisterprüfung legte ich 1947 ab.

Ein Jahr später, kurz nach der Währungsreform, pachtete ich eine Drechslerei nahe bei Oldenburg. Auf dem Land waren mir meine plattdeutschen Kenntnisse sehr von Nutzen. Der Anfang war furchtbar schwer. Zwar konnte man inzwischen alles kaufen, aber woher das Geld nehmen? An Reisen oder gar Urlaub konnte man damals nicht denken. Mit viel Arbeit und Einsatz schaffte ich es.

Ich heiratete ein zweites Mal, nämlich jene Brief-Bekanntschaft, die mir den Kontakt aus der Gefangenschaft zu meiner Mutter verschafft hatte. Mit ihr fuhr ich 1974 zum ersten Mal wieder nach Odrau. Ich wollte ihr meine Heimat und mein Elternhaus zeigen. Leider war das Haus kurz vorher abgerissen worden. Deprimierend war auch, als wir durch meinen Geburtsort Heinzendorf kamen. Die einst stolzen Bauernhöfe waren zu Ruinen verkommen. Auch in anderen Dörfern sah es nicht besser aus - da sollte wohl nichts mehr an die Sudetendeutschen erinnern.

Meine erste Frau war seit ihrer Schulzeit in Odrau eng mit Hilde Peikert befreundet gewesen. Zu ihr fragten wir uns durch, sie hatte in Odrau bleiben dürfen. Sie führte uns an das Grab meiner verstorbenen Frau. Meine Überraschung war riesengroß: Das Grab war mit blühenden Blumen bepflanzt! Meinen Dank wehrte Hilde bescheiden ab, sie hätte das nicht allein getan. Eine Nachbarin, Frau Schwarz, hätte geholfen. Sie war die Frau jenes Briefträgers und eine Tschechin. Hilde riet mir ab, mich bei Frau Schwarz persönlich zu bedanken; ihr Sohn war Bürgermeister von Odrau und Besuch aus Deutschland war nicht gerne gesehen. So war das damals. Wir übermittelten unseren Dank an diese gute Nachbarin über Hilde.

Es gab also auch Tschechen, die mit dem aufgehetzten Pöbel nichts zu tun hatten. In den folgenden Jahren habe ich versucht, diese über den Tod hinausgehende Freundschaft zu entgelten, soweit so etwas überhaupt möglich ist. Leider sind beide Frauen inzwischen verstorben.

Jahre nach diesem ersten Besuch in der alten Heimat schloß ich mich mit meinem Sohn einer Busreise der Heinzendorfer an und zeigte ihm, wo er geboren war. Auch das Grab seiner Mutter haben wir natürlich besucht. Es war ein Besuch in der Vergangenheit.

Werner L. Blasel:

## Einmal Odrau und zurück

Odrau und meine Schwester Helga sind für mich ein herausragendes Beispiel von Heimatliebe. Entscheidend ist wohl das Alter und somit die Tiefe der seelischen Verwurzelung zur Zeit der Vertreibung. Denn Heimat ist mehr als Geburtsort, sie ist ein Ort der gewonnenen Eindrücke, Gefühle, Erinnerungen und vor allem der Menschen, die einem nahe standen. Dies ist der Versuch einer Erklärung für mich, dem damals Fünfjährigen, warum meine Beziehung zu Odrau anders ist. In diesem Alter ist man noch nicht verwurzelt, eher erst ein Setzling.

Als kleines Kind, so meine ich, kann man Mutter oder Vater verlieren, aber noch nicht seine Heimat. Es gibt zwar Erinnerungen, Erlebnisse und Gefühle, es besteht eine innere Beziehung zu meiner Geburtsstadt, aber eben viel weniger ausgeprägt.

Mai 1946, ein kleines Dorf in Oberbayern. Die Sonne scheint, der Lastwagen hält vor der Dorfwirtschaft, wir werden abgesetzt. Viel abzuladen war da nicht. Ein gleichaltriger Bauernbub kommt auf mich zu, haut mir eine ins Gesicht und sagt: „Du bist a Flüchtling!“ Sicherheitshalber läuft er aber weg. Was ist ein Flüchtling? Wohl jemand, den man hier nicht haben will, fühle ich. Rudi Kramer wurde später mein Freund, einer von vielen im Dorf.

Wir wurden fast immer satt, und das Leben, unter heute unvorstellbaren Wohnverhältnissen, war zumindest für uns Kinder weniger tragisch. Es begannen herrliche Bubenjahre. Freiheit, Natur, Spiele und die Dorfgemeinschaft bildeten ein Umfeld mit unvergeßlichen Erlebnissen. Aber es gab auch eine Kehrseite. Streiche, Übermut und Ungehorsam wurden durch meinen Vater, durch den Lehrer und zum Teil durch die Bauern, aus deren Reihen sich meist der Nikolaus mit Krampus rekrutierte, körperlich einprägsam geahndet.

Hatte man bei einem Bauern etwas „ausgefressen“, blieb es bei guter Laufkondition meist bei derben bayerischen Beschimpfungen. Aber die späte Rache kam später oft per Krampus doch noch ins Haus, nachdem der Nikolaus den „Jahresbericht“ aus seinem Buch vorgelesen hatte.

1952 saßen wir wieder auf dem Lastwagen, diesmal Richtung Kreisstadt. Die Zeit der Volksschule, in der die ersten acht Klassen in einem einzigen

Raum untergebracht waren, sollte vorbei sein. Ich hatte Tränen in den Augen. War das Dorf so etwas wie meine Heimat geworden? Es war weder Flucht noch Vertreibung. Ein neuer notwendiger Lebensabschnitt trat spürbar ins Bewußtsein.

Mit dem Wiederaufbau begann eine neue Integrationsphase, die uns wieder mehr und mehr einen festen Platz in der Gesellschaft gab. Aber gerade in der Stadt habe ich mich noch lange als Mensch zweiter Klasse gefühlt, denn das soziale Gefälle war ausgeprägter als auf dem Dorf.

1992: Ich hatte längst meinen festen Platz im Leben gefunden und fühle mich als Bayer, Deutscher und Europäer gleichermaßen. Mein Mercedes rollt zielstrebig Richtung Odrau. Die Gedanken gehen zurück zu dem Viehwaggon, in dem wir vor 46 Jahren, fast auf den Monat genau, Odrau verlassen mußten.

Ich stehe vor meinem Geburtshaus, denke an meine Eltern und Großeltern. Hier war also meine Stunde Null. Ein Gefühl von Wehmut ist da. Meine Schwester ist dabei und erzählt mir aus vergessenen Kindertagen. Ich verdächtige sie heute noch, daß sie damals das Christkind im weißen Umhang gespielt hat, als ich neugierig durch das Schlüsselloch schaute. Erst Jahre später, als mir die Schuhe vom Dorf-Nikolaus bekannt vorkamen, ging dieser Kindheitstraum je zu Ende.

Es blitzen Erinnerungen auf. Unser Gasse, der Stadtplatz, die Kirche oder die Oder mit den vielen schönen Kieselsteinen. Die Erinnerung hat mir einen Streich gespielt, ich hatte alles in wesentlich größeren Dimensionen im Gedächtnis behalten. Ein alter fremder Mann geht gebückt über die schmale Straße, unsere Blicke treffen sich für eine Sekunde. Ich spüre, daß er weiß, wer ich bin, und für einen Augenblick meine ich zu fühlen, daß er sich schämt.

Meine Schwester trifft alte Bekannte, darunter auch Hans. Er ist Tscheche, sehr sympathisch und gebildet. Wir unterhalten uns auf deutsch. Er erzählt mir von der Entwicklung der Stadt nach der Vertreibung und von den kulturellen Begebenheiten unter Hammer und Sichel. Zwangsläufig stellen wir Vergleiche an. Ich sage schließlich: „Weißt Du, eigentlich kann ich rückblickend meinem Schicksal dankbar sein, daß ich damals mein Zuhause verlassen mußte!“

Viele Gleichaltrige werden diese Einstellung verstehen. Sie rechtfertigt aber nicht im geringsten das Verbrechen an uns, den unzähligen Heimatvertriebenen, denen auf brutale Art ihre geliebte Heimat entrissen wurde. Zu ihnen gehört stellvertretend für meine große Familie in besonderem Maße auch meine Schwester Helga.

### **Teil 3: In Odrau nach der Vertreibung der Deutschen**

Walther Mann:

#### **Nach der Vertreibung als Deutscher in Odrau**

Bericht über ein Gespräch mit Betroffenen

Kaffee und Kuchen standen schon bereit, als ich ankam. Wir erkannten uns natürlich nicht, mehr als ein halbes Jahrhundert seit unserer gemeinsamen Kindheit in Odrau ist eine lange Zeitspanne. Umso erstaunlicher, wie diese Stadt, diese Zeit, immer noch verbindet. Keine Fremdheit, nur gemeinsame Erinnerungen und fortgeschriebene Ereignisse, die auch seine Frau, die erst 1947 als junges Mädchen nach Odrau kam, einschließen. „Was macht Ihre Schwester?“ Er war mit ihr in eine Klasse gegangen, sucht jetzt ein altes Klassenfoto heraus. Wieder Gemeinsamkeiten.

Wir kommen zur Sache. Im Herbst 1944 war er, gerade 15 Jahre alt, in ein „Wehrrerüchtigungslager“ nach Blauendorf bei Neutitschein einberufen worden. Wohnen in Baracken, mit Gleichaltrigen, auch aus Odrau, tagsüber vormilitärische Ausbildung, Waffenkunde, Exerzieren, Sport, Befehle, Gehorsam. Anfang 1945, als die Ostfront immer näher rückte, kamen Zweifel. Die ersten Kameraden versuchten, nachhause zu entkommen. Schlimme Gerüchte machten die Runde: Von Hinrichtungen war die Rede, wenn sie erwischt wurden. Kinder! Unbegreiflich.

Auch er riskierte es, zusammen mit einem Freund. Er kam durch, der Freund wurde abgeführt, er hat nie wieder von ihm gehört. Nachts schlich

er zurück nach Odrau, nur nicht erwischt werden! Die Mutter war besorgt und glücklich zugleich. Das Versteck im Dachboden hielt dicht, bis der Krieg zuende war.

Die folgende Schreckenszeit für die Deutschen traf auch ihn und seine Familie. Der Vater war in Gefangenschaft. Die Mutter wurde von tschechischer Miliz ins Internierungslager gebracht, zusammen mit Hunderten von Odrauern. Er blieb allein daheim, sorgte für seine 10-jährige Schwester, so gut es ging. Einmal erwischten ihn die Russen, schleppten ihn zu Aufräumungsarbeiten bei der gesprengten Oderbrücke. Später mußte er große Viehherden nach Osten treiben, die die Russen aus den deutschen Höfen geholt hatten. Erst bei Ostrau konnte er abhauen und zu seiner kleinen Schwester zurückkehren. Es war eine schlimme Zeit.

Nach der Heimkehr des Vaters aus der Gefangenschaft wurde es etwas besser. Der mußte vor dem Krieg in der tschechischen Armee dienen und hatte da tschechisch gelernt. Das half. In der Odrauer Gummifabrik, der „Optimit“, galt er als Facharbeiter und als unentbehrlich. Familienbande halfen zusätzlich: Ein Onkel und eine Tante in Odrau waren gegen Ende des Krieges in Haft genommen und in einen Prozeß verwickelt worden. Zusammen mit anderen wurden sie beschuldigt, Kriegsgefangenen geholfen zu haben. So wurde auch seine Familie als Antifaschisten eingestuft und durfte in Odrau bleiben. Er wurde zur Arbeit in die Optimit geschickt, bald als Deutscher wieder entlassen - Schikanen, meint er - und zur Arbeit bei Bauern in Taschendorf eingeteilt. Nach einigen Monaten und sehr schwerer Erkrankung wieder entlassen, danach erneut in die Optimit. Dort fand er das Glück seines Lebens. Er lernte seine spätere Frau während der Arbeit kennen.

Als 15-Jährige aus einem tschechischen Ort östlich von Neutitschein hatte man sie vor die Wahl gestellt: Landwirtschaftliche Arbeit in einer Kolchose oder Industriearbeit in der Optimit. So kam sie 1947 nach Odrau, wohnte in der zu einem Quartier umfunktionierten ehemaligen Klosterschule. Die beiden fanden sich. „Wie konnte das gehen?“ frage ich, er konnte nur wenige Sätze tschechisch, sie verstand nur einpaar Brocken deutsch. Die beiden tauschen einen Blick, lächeln: „Es ging gut!“ Ja, ja, die Liebe! Sie kennt keine Nationalitäten, keine Grenzen. Der Erfolg ist offensichtlich. Die goldene Hochzeit haben sie bereits hinter sich.

Hatte er den Abtransport der Deutschen 1946 miterlebt? Natürlich wußte er davon, war aber nicht hingegangen, er hätte es nicht ertragen, hatte auch Angst. Außerdem war er durch seine Arbeitszeit gebunden. Aber das Zurückbleiben war sehr bewußt, schmerzhaft bewußt. Hatten sie als Zurückgebliebene in der Folgezeit zu leiden? Nein, eigentlich nicht.

An dieser Stelle kommen mir Zweifel. Die Details, die sie erzählen, wirken anders. Natürlich hatten sie zu leiden, hatten sich nur arrangiert, hatten das Leben schließlich als normal empfunden. Natürlich wurde sie von Mitarbeitern angegangen: „Mußt Du Dir als Tschechin ausgerechnet einen Deutschen nehmen?“ Sie wehrte sich, reagierte resolut, bis Gewohnheit eintrat und man sie in Ruhe ließ. Oder ihre erste Wohnung, ein miserables Loch. Eine bessere Wohnung? „Du hast einen Deutschen geheiratet, Du hast keinen Anspruch!“ Erst als ein Amtsträger bei ihr Schutz vor dem strömenden Regen suchte und selbst erlebte, wie es ist, wenn das Wasser durch die Decke dringt, während sie mit dem Kleinkind auf dem Arm eine trockene Stelle suchte, erhielten sie eine bessere Wohnung. Dort regnete es zwar auch durch, aber nicht so viel.

Und er? Natürlich spitze Bemerkungen, aber nur von den Fanatikern: „Wann gehst Du endlich zu Adenauer?“ Oder „Muß ich Dir ein Flugzeug ins Paradies besorgen?“ Die Gewohnheit stumpfte ab, man kannte doch die Scharfmacher. Er lehnte es ab, die tschechische Staatsbürgerschaft anzunehmen. Erst die Drohung, ihn entweder in die Ostrauer Kohleschächte oder in die Uran-Bergwerke zu schicken, zwingt ihn zum Nachgeben. 3 Wochen später erhält er die Einberufung zum Militärdienst. Zwei Jahre ist er weg, während seine Frau sich mit dem Kleinkind ohne Unterstützung alleine durchschlagen mußte.

Wie war das Verhältnis der zurückgebliebenen Deutschen zueinander? Es gab kaum Beziehungen. Die Arbeitszeiten im 3-Schichten-Dienst, dann das endlose Anstehen in langen Schlangen vor den Läden, oft ohne Erfolg, und die Sorge um die Zukunft - es blieb kaum Zeit zu Kontakten außerhalb der Familie. Dazu die unbewußte Angst, welche Folgen ein Kontakt mit anderen Deutschen haben könnte, welches Mißtrauen damit bei den Tschechen geweckt werden würde. Und natürlich, wie in allen Diktaturen, die ständige Frage, wem man trauen könnte. Lieber für sich bleiben!

Außerdem belastete sie ein familiäres Problem. Ihr Bruder war dem tschechischen Militärdienst entflohen, desertiert. An der Grenze zu Österreich lief er einer Streife der russischen Besatzungsarmee in die Arme, mußte wieder zurück. Es gelang ihm, sein Elternhaus zu erreichen. Man fürchtete drakonische Strafen für Desertieren, bis hin zur Exekution. Aus Angst davor versteckte sich der Bruder im Elternhaus, sechzehn lange Jahre. Natürlich wußte die Schwester davon, sie durfte erst recht nicht auffallen, lebte mit ihrer eigenen Familie bewußt zurückgezogen.

Zehn Jahre lang diskutierten sie immer wieder, ob sie die Ausreise nach Westdeutschland beantragen sollten. Konnten sie das im Hinblick auf den versteckten Bruder riskieren? Ein Ausreiseantrag war stets ein Risiko. Sie

hatten von anderen Deutschen gehört, deren Antrag mehrfach abgelehnt worden war, und die Schikanen zu ertragen hatten, bis sie endlich raus durften. Schließlich ertrugen sie ihre Lage nicht mehr, sie wollten in die Freiheit, sie stellten den Antrag. Der Vater war alt und wollte Odrau nicht mehr verlassen. Die Mutter wäre gerne weg, aber nicht ohne Vater. Beide rieten dem Sohn und seiner Frau trotzdem zur Ausreise. Heute noch sind sie überrascht, daß sie die Genehmigung erhielten und nur eine erträgliche Abstandszahlung dafür bezahlen mußten. Wahrscheinlich, so meinen sie, half ein ärztliches Attest, das ihm bevorstehende Arbeitsunfähigkeit wegen Krankheit und Sportunfall bescheinigte. Ein dreiviertel Jahr nach Antragstellung, am 29.12.1966, endlich Abfahrt aus Odrau in Richtung Westen. Das Datum ist ein Markstein in ihrem Leben.

Verwandte, die bereits 1946 aus unserer Heimat vertrieben worden waren und inzwischen im Westen wieder Fuß gefaßt hatten, erwarteten sie hier und halfen. Natürlich war der Westen kein Paradies, aber sie waren zu jeder Arbeit bereit. Fleiß und Einsatzbereitschaft lohnten sich. Bald kamen sie wieder auf eigene Beine, wie viele andere Sudetendeutsche. Nach dem Tod seines Vaters konnten sie die Mutter aus Odrau zu sich holen, sie genoß ihre letzten Lebensjahre bei ihnen. Heute sind sie beide zufrieden mit ihrem Leben. Beide Töchter haben ihren Weg gefunden, zwei Enkel-töchter sind ihre Freude.

„Haben Sie die Ausreise bereut?“ frage ich. „Niemals“ lautet die klare Antwort. Und: „Es ist ein Unterschied, ob man mit Gewalt vertrieben wird, wie Sie, oder ob man freiwillig geht, wie wir. Das prägt das Bewußtsein!“

Mag sein, doch diese Bemerkung macht mich nachdenklich. Ist der Unterschied wirklich so groß? Beide Teile haben ihre Heimat verloren. Auch bei ihnen war der Weggang nicht wirklich freiwillig. Der materielle Vorteil der Spätaussiedler war gering, viel konnten auch sie nicht mitnehmen. Die Entwürdigung ist es wohl vor allem, die Rohheit, die Unmenschlichkeit, mit der wir behandelt, gedemütigt, vertrieben worden waren, die heute noch viele von uns empfinden. Aber ging es ihnen, den Zurückgebliebenen, auf Dauer viel besser? Waren sie als Deutsche nicht ständigem Druck ausgesetzt? Wurden nicht auch sie gedemütigt? Wahnsinn herrschte in diesem Jahrhundert. Alle Odrauer waren so oder so Leidtragende.

Heute sind beide dankbar, daß sie noch einmal eine Chance bekommen hatten und daß sie diese Chance nutzen konnten. Ich freue mich mit ihnen.

*( Auf Wunsch des Autors hier nicht veröffentlicht )*

*( Auf Wunsch des Autors hier nicht veröffentlicht )*

*( Auf Wunsch des Autors hier nicht veröffentlicht )*

*( Auf Wunsch des Autors hier nicht veröffentlicht )*

*( Auf Wunsch des Autors hier nicht veröffentlicht )*

*( Auf Wunsch des Autors hier nicht veröffentlicht )*

*( Auf Wunsch des Autors hier nicht veröffentlicht )*

*( Auf Wunsch des Autors hier nicht veröffentlicht )*

*( Auf Wunsch des Autors hier nicht veröffentlicht )*

*( Auf Wunsch des Autors hier nicht veröffentlicht )*

*( Auf Wunsch des Autors hier nicht veröffentlicht )*

*( Auf Wunsch des Autors hier nicht veröffentlicht )*

*( Auf Wunsch des Autors hier nicht veröffentlicht )*

*( Auf Wunsch des Autors hier nicht veröffentlicht )*

*( Auf Wunsch des Autors hier nicht veröffentlicht )*

*( Auf Wunsch des Autors hier nicht veröffentlicht )*

*( Auf Wunsch des Autors hier nicht veröffentlicht )*

*( Auf Wunsch des Autors hier nicht veröffentlicht )*

## Teil 4: Rückblicke

Erika Neumann geb. Rabel:

### Der Milichberg - Hausberg der Odrauer

Unser Heimatstädtchen Odrau ist umgeben von einem Kranz grüner Berge, die alle zu den letzten Ausläufern des langen Gebirgszugs der Sudeten gehören. Der letzte Teil, das mährisch-schlesische Gesenke, bei uns auch manchmal „niederer Gesenke“ genannt, endet im Kuhländchen bei Odrau.

Einer dieser Berge, der vorletzte rechts der Oder, ist der im Nordwesten steil zur Stadt abfallende 438 m hohe Milichberg. Sein Rücken ist teils felsig, teils bewaldet. Das Gestein heißt Grauwacke und ist eine der ältesten Sandsteinarten der Erde.

Sagenumwoben und wildromantisch lockt der Berg die Spaziergänger aus der Stadt in seine Nähe. Den Namen hat er von dem Grafen „Milich“ erhalten, der dort eine wahrscheinlich hölzerne Burg besessen haben soll. Eines Tages war die Burg versunken, wegen des liederlichen Lebenswandels der Besitzer, so erzählt die Mär. Ein feuriger Stier hält in der Osternacht zwei goldene Schlüssel im Maul, mit denen man Berg und Burg öffnen kann, um die Schätze zu besichtigen. Doch muß man den Berg vor ein Uhr wieder verlassen haben, sonst ist man für ein Jahr gefangen. Soweit die Sage. Ich kenne niemand, der es gewagt hat.

Doch wandern wir nun gemütlich zum unteren Teil des Berges, der obere ist mehr für sportliche Naturen. Die Olmützer Straße hinauf, am Gericht vorbei bis zum Wasserhäusel, und weiter zur Waldkapelle. Hier eine kurze Rast und bald sind wir in der unteren Etage des Berges. Ein großer freier Platz nimmt uns auf. Die Sicht auf die Stadt ist verstellt durch mächtige Fichten, die leise im Wind rauschen. Der Blick auf den Berg zeigt seine felsige Flanke und eine weitere kleinere Etage, wo früher das Sonnwendfeuer prasselte. Mein Vater trug mich als kleines Kind auf seinen Schultern in der dunklen Juninacht auf den Berg, wo schon viele Menschen versammelt waren. Der Fels begann zu leuchten vom Feuer und von den Lampions der Kinder.

Wir steigen weiter hoch auf den Berg und finden wohlschmeckende Walderdbeeren und im hohen Gras Pilze: „Grosschwopper“. Den richtigen Namen dieser Art finde ich in keinem Pilzbuch. Es sind große braunkappige Exemplare, aus denen Mutter Pilzschnitzel gebraten hat.

Da, wo die Sicht frei ist, schauen wir hinunter auf die liebliche Stadt, auf die gegenüber liegenden Berge, vor allem den Taschenberg mit seinem Hang, auf dem die Segelflieger übten. Auf dem Heimweg gehen wir ein Stück den Hennbach entlang, der sich gurgelnd den Weg zur Oder bahnt. Ich wurde schon als Kleinkind „in der Hitsch“ - einem Tragetuch - von einem Bekannten auf den Berg getragen. Ist es da ein Wunder, daß es mir so geht, wie es in unserm Odrauer Lied heißt:

„Bist ei´s Herz mir neigewochse, Melichberg,  
ich muß dir´s sän . . . . .“

Heute singen dieses Lied auch die Kinder der neuen Bewohner unserer Heimat, sogar in unserer Sprache. Vielleicht können sie ahnen, wie sehr uns die Heimat mit ihren Bergen in der Fremde fehlte.

Erika Neumann geb. Rabel:

## Wiedersehen mit Odrau - Einlösung eines Versprechens

Sudetenland, Badenerland, Frankenland - das sind meine drei Heimatregionen. Dabei nimmt das Sudetenland, genauer gesagt das Kuhländchen im Ostsudetenland an der mährisch-schlesischen Grenze, eine Sonderstellung ein. Hier im Tal der jungen Oder, in Odrau, bin ich geboren. Hier verbrachte ich Kindheit und Jugend. Dann 1946 die Katastrophe: Die Zwangsaussiedlung aller Deutschen.

Das letzte Jahr in der von Tschechen besetzten Heimat war ich als 15-Jährige zu Zwangsarbeit bei einer tschechischen Bauernfamilie in Laudmer verpflichtet worden. Dort ging es mir relativ gut, die Leute hatten mich gern. Die Feld- und Stallarbeit erlernte ich schnell, auch die tschechische Sprache, und ich hatte genug zu essen, wenn auch keinen Lohn. Als ich mich von den Leuten verabschiedete, versprach ich wiederzukommen, und wenn es 20 Jahre dauern sollte. All die Jahre hielten wir losen Briefkontakt. So gingen die Jahre ins Land, ich hatte immer wieder Heimweh. 1967 machte ich mein Versprechen wahr, das ich mir auch bei der Abfahrt des Zuges im Viehwaggon noch einmal gegeben hatte.

So reiste ich im Frühjahr, nun aus dem Frankenland, allein, mit Zug und Bus zunächst nach Laudmer. Ich wurde herzlich aufgenommen, obwohl schon die nächste Generation auf dem Hof war. Es kam mir vor, als wäre die Zeit hier stehen geblieben, so wenig hatte sich verändert. Ich half beim Glockenläuten, wie damals, da der Bauer gleichzeitig Messner war. Zwei alte Frauen aus dem Dorf kamen mich besuchen und brachten Geschenke mit den Worten: „Das haben wir nicht gewollt, daß ihr weg mußtet!“ Ich glaubte es ihnen. Aber all das täuschte nicht darüber hinweg, daß das Land kommunistisch war und Deutsche aus dem Westen nicht willkommen. Ich wollte noch kurz Odrau besuchen und dann wieder zurückfahren.

Mit dem Bus fuhr ich von Laudmer nach Odrau an einem grauen regnerischen Vorfrühlingstag. Mein Gott, wie klein die Stadt war! Und die Oder ein Flößchen! Die fremden Menschen in den Straßen. Das Elternhaus total verwahrlost. Ich betrat es nicht. Ich lief durch die Straßen wie betäubt.

Kirche, Schule, Friedhof waren meine nächsten Ziele. Doch da änderte sich alles schlagartig. Ich begegnete einem Schulkameraden, der wegen seines jugoslawischen Vaters in Odrau bleiben durfte. Wir erkannten uns. Er begleitete mich nun auf allen Wegen und führte mich auch zu drei anderen Mitschülerinnen, die aus Mischehen stammten. Am Abend saß ich bei Schulkameradin Hilde im Wohnzimmer und durfte nicht mehr weg. Ihr Mann war auch ein echter Odrauer. Nun erst war ich wieder „daheim“.

Anderntags durchstreifte ich allein die Stadt und die Umgebung und begann, auch da wieder heimzukommen. Am meisten genoß ich den Blick von oben auf die Stadt. An der Oder blühten die Veilchen, und das rauschende Wasser beruhigte mich. Über die Verwahrlosung der Häuser sah ich hinweg.

Am Abend trafen wir uns am Stadtplatz, eine Gruppe Daheimgebliebene, meist Bekannte aus der Schule, und ich. Wir „tischkerierten“ unterm Sternenhimmel und ich merkte, auch sie hatten Heimweh nach den alten Zeiten. Dieser Abend verzauberte mich, beinahe wäre ich heimgegangen in die Weißkirchnerstraße Nr. 14, so wie früher.

Es galt wieder Abschied nehmen, und über Laudmer reiste ich heim in mein gemütliches Frankenland nach Fürth. Ich habe Odrau noch mehrere Male besucht, mit meinem Mann, mit meinen Kindern, allein oder in der Gruppe, und immer bin ich gerne hingefahren, aber auch gerne wieder zurück. Mir stellt sich die Frage: „Was ist Heimat?“ Heimat ist nicht nur der Ort, die Umgebung, die Landschaft, Heimat sind auch die Menschen, die Vertrautheit, das Geborgensein. Das kann überall sein auf der Welt, überall da, wo Menschen in Harmonie und Frieden leben.

Helga Hofmann geb. Blasel:

## **„Waldzauber“ an der Oderquelle**

Bei den Gesenkedörfern Koslau und Haslicht liegt zwischen dem Fiedlhübel und dem Kreuzberg die Oderquelle. Bis auf die vormals österreichisch-schlesische Gegend um Odrau ist das Wiegenland der Oder mährisch. Von Odrau, dem Tor zum Odertal, öffnete sich für Wanderfreunde ein reizvolles Ausflugziel über grüne Hügel und tiefe Wälder zur Oderquelle. Manche Schulklasse hatte diesen Weg genommen, auch ich war einst dabei.

Aber schon bald nach der Schicksalswende im Jahr 1945 entstand im Odergebirge eine geheime Großbaustelle des Warschauer Pakts. Über 20 Dörfer im Odertal wurden geräumt, die Bauern von ihrer Scholle vertrieben, Felder und Straßen dem Verfall preisgegeben. Ein wunderschönes Wanderparadies stillen Waldfriedens, wie ihn Eichendorff einst besungen, schien für immer verloren zu sein.

Als nach Jahrzehnten Kinder und Enkel die Heimat ihrer Vorfahren kennenlernen wollten, fanden sie weder Dörfer noch Häuser - amtlich abgeschrieben und vernichtet. Bei dem Versuch, zur Oderquelle zu gelangen, gerieten sie in den militärischen Sperrgürtel des Quellgebietes. Verbotstafeln in tschechischer Sprache konnten sie nicht verstehen, sie wurden von Soldaten umzingelt, verhört, sogar der Spionage verdächtigt. Erst etwa 10 km östlich der Quelle war die Oder zum erstenmal sichtbar.

Im Sommer nach der „samtenen Revolution“ wollte ich noch einmal den „Waldzauber an der Oderquelle“ erleben. Freunde aus Odrau sollten mich begleiten. Sie waren skeptisch, wußten nichts Konkretes über das Militär. Trotz dieser Ungewißheit fuhren wir mit meinem Auto wagemutig Richtung Koslau. Von dort waren es nur 20 Gehminuten zur Quelle.

Schon kurz nach Odrau erlebte ich eine unglaubliche Verschmutzung der Oder: Von einem Schotterwerk am Hang der rechten Straßenseite führte ein defektes Rohr über den Fluß. Dreck und Schlamm verschmutzten das Wasser. Hinter Bodenstadt, in Höhe des Oderwaldes, erreichten wir das Militärgelände. In kurzen Abständen standen rechts und links Schilder mit absolutem Halteverbot. Eskalierte der Ausflug zum Abenteuer? Jedoch nach wenigen 100 Metern beruhigten wir uns: Kein Soldat war zu sehen! Ich fuhr weiter und erreichte problemlos Koslau. Die Dorfstraße lag wie ausgestorben. An den lückenhaften Hausnummern war zu erkennen, daß

auch hier viele Häuser abgerissen oder dem Verfall preisgegeben waren. Ein Schild „Zur Oderquelle“ konnten wir nicht entdecken. In einem Geschäft fragten wir nach dem Weg, bekamen freundlich Auskunft. Hier erfuhren wir auch, daß es die Großbaustelle des Warschauer Paktes nicht mehr gab. Der „Waldzauber an der Oderquelle“ lag zum Greifen nah!

Mit Genugtuung lenkte ich das Auto über das verwaiste Kasernengelände. Der Boden war aufgeweicht, die Räder versanken in Morast und Dreck. Aus den Fenstern der Kaserne gähnte gespenstische Leere. Auf dem folgenden Wiesengelände sahen wir ein Wachthäuschen. Neugierig guckten wir nach innen: Die Wände waren voll bekrizelt mit russischen Namen.

Dann verschluckte uns der Oderwald. Die Wanderwege aus meiner Jugendzeit waren längst verwildert und bis zur Unkenntlichkeit verwachsen. Wegetafeln zu Oderquelle existierten nicht mehr. Wären da nicht die tiefen Schlaglöcher und die breiten Pfützen gewesen, hätte ich mich wie in einem „Märchenwald“ gefühlt. Baumriesen, leuchtend grünes Gebüsch, riesige Farne - war hier die Zeit stehen geblieben? Zu Fuß gingen wir weiter, einen glitschigen Pfad entlang, stolperten über Wurzelgestrüpp, und standen endlich am Ziel: Im warmen Sommerregen erlebte ich ihn wieder, den „Waldzauber an der Oderquelle“!

Nichts unterbrach an diesem Tag im August 1990 den Waldfrieden, nur leichtes Nieseln, ab und zu ein leises Knacken im Gehölz, keine Menschenseele weit und breit. Unter dem Schindeldach des Pavillons stand das gemauerte „Brünnl“, bis zum Rand gefüllt mit dem Quellwasser der Oder. Es stand unheimlich still und reglos, schmeckte nach Eisen. Auch hier die Innenwände bekrizelt mit russischen Namen. Ganz oben unter dem Gebälk plötzlich deutsche Namen: Zwei Brüder aus Koslau Nr. 1. Wir hatten sie nur um wenige Tage verfehlt. Dann entdecken wir eine Tafel: Institut für Hydrologie, Ostrava 1983, stand in tschechisch darauf. Nach einigem Zögern schrieb auch ich meinen Namen auf den Holzbalken. War ich der erste Deutsche an der Oderquelle nach fast einem halben Jahrhundert?

Unterhalb des Pavillons fließt das Quellwasser aus einem fingerdicken Rohr, wird zu einem winzigen Bächlein zwischen hohem Gras, verliert sich im Dunkel der Tannen. Von den nahen Höhen eilen ihm unzählige kleine Bäche zu. Bei der Sommerfrische Maria-Stein ist die Oder schon ein kleiner Fluß. Reiche, schmucke Dörfer lagen einst an ihrem Ufer, zuletzt unsere Heimatstadt Odrau, bevor sie in die fruchtbare Ebene des Kuhländchens eintritt. Den „Waldzauber an der Oderquelle“, es gibt ihn noch, und es gibt ihn doch nicht mehr.

Seite 1

Denkschrift für den Turnknapf der neuen  
städtischen Schule.

Das fünfdecimale Zahlen System ist als ein  
kleinere Abweichung mit grosser Abtheilung in jeder  
Abtheilung, und grosser ein für die Annahme und ein für die  
Mittelteil. Ein besonderes Kennzeichen in der Entwicklung  
das fünfstufige System ist, dass die im Jahre 1857, erfolgte  
die Umwandlung des fünfstufigen Systems in ein fünfstufiges  
System. Neben dem fünfstufigen System bestand seit 1861, dass von  
der Leiterin des Schullehrers, von Leopoldine, geb. v. d. R.  
Präsident. Mittelstufenklassen, ganzjährig als Klassen, zu  
nehmen. 1873 erfolgte die Umgestaltung der öffentlichen  
Anstalten in ein System. Und grosser Mittelstufenklassen, welche  
die Nacht der Umgestaltung der Klassen, erfolgte, ist,

⋮  
⋮  
⋮

Oberrathenstelle imbezogen.

Lehrer (Lehrerinnen): Franz Eutschke, Otto Gerlich,  
Anton Gold, Otto Rohleder, Moritz Tobiasch.

Lehrerstellvertreter August Schwab, händelt - und  
in Pausen; stellvertretender Direktor: Johann Pöhl.  
Lehrer (Lehrerinnen): Johann Adam Jilka, Sackolka,  
Johann Romanek, Franz Willert, Carl Wissotsky, von.  
stellvertretender Lehrer Carl Schuster; Lehrer für die  
Hochschule Franz Ludwig; Religionslehrer P. Carl  
Kuchel; stellvertretender Lehrer Anton Gollner.

Adran, am 10. September 1931.

Der 1. Vorsitzende: Hallschreiber:

Seiner

Der Obmann der Hallschreiber  
des Turnknapfvereins:

Bernhard Keyka

Der Vorsitzende:

Josef Gola

zugleich Obmann des Turnk.  
Hallschreiber.

Der Schriftführer des Turnknapfvereins:  
Johann Pöhl.

Walther Mann:

## **Denkschrift zum Bau der Odrauer Schule 1932**

Bei Renovierungsarbeiten an der ehemaligen Volks- und Bürgerschule in Odrau wurde kürzlich eine „Denkschrift“ gefunden, die während des Schulbaues 1931 im Turmknopf verwahrt worden war. Sie stellt ein historisches Dokument und einen Spiegel der damaligen Zeit dar. Sie ist mit der Hand in der damals üblichen deutschen Schrift geschrieben. Da nur wenige diese Schrift noch lesen können, wird die Denkschrift in heute üblicher Schrift gedruckt und nur die erste und letzte Seite im Original abgelichtet. - Das neue Schulgebäude wurde am 26. Juni 1932 eröffnet.

### **Denkschrift für den Turmknopf der neuen städtischen Schule**

Vor hundert Jahren bestand in Odrau die zweiklassige Pfarrschule mit zwei Abteilungen in jeder Klasse, und zwar eine für die Knaben und eine für die Mädchen. Ein besonderes Ereignis in der Entwicklung des städtischen Schulwesens war die im Jahre 1857 erfolgte Umwandlung der städtischen Schule in eine Pfarrhauptschule. Neben der städtischen Schule bestand seit 1861 die von der Landgräfin Charlotte von Fürstenberg gegründete Privat-Mädchenvolksschule, gewöhnlich Klosterschule genannt. 1873 erfolgte die Errichtung der öffentlichen Knabenbürgerschule. Aus zwei Mädchenklassen, welche die Stadt zur Ergänzung der Klosterschule errichtet hatte, ging im Jahr 1892 die öffentliche Mädchenbürgerschule hervor. 1898 wurde die Klosterschule gleichfalls zu einer Mädchenbürgerschule ausgebaut. Der Bestand zweier Mädchenbürgerschulen in der nur rund 4000 Einwohner zählenden Stadt hatte mancherlei Unzukömmlichkeiten zur Folge. Die beiden Anstalten betrachteten sich vielfach nur allzusehr als Konkurrenzunternehmungen. Nach dem Kriege wurde die geringe Zahl der Schülerinnen der öffentlichen Mädchenbürgerschule zum Verhängnis. Im Jahre 1929 wurden die Mädchenklassen der öffentlichen Bürgerschule mit den Knabenklassen zusammengelegt. 1930 wurde wieder die 1. Mädchenklasse und 1931 die 2. Mädchenklasse bewilligt. Es ist anzunehmen, daß im Jahr

1932 die Mädchenbürgerschule mit drei Klassen in das neue Schulgebäude übersiedeln werde.

1921 erfolgte im Anschluß an die öffentliche Bürgerschule die Gründung eines Einjährigen Lehrkurses (4. Bürgerschulklasse) für die Schüler und Schülerinnen, welche die drei Bürgerschulklassen absolviert haben. 1925 wurde die Knabenvolksschule in eine gemischte Volksschule umgewandelt; sie wird seit dieser Zeit auch von einer großen Zahl von Mädchen besucht. 1931 betrug die Zahl der Mädchen an dieser Schule 77.

Als im Jahre 1873 die Knabenbürgerschule errichtet wurde, mußten für dieselbe auch die erforderlichen Räume geschaffen werden. Der Plan eines Schulneubaues drang nicht durch. Es wurden von der Gemeinde zwei an das alte Schulgebäude angrenzende Häuser erworben. 1875 wurde noch das anstoßende Kohnberger'sche Fabriksgebäude käuflich erworben. Durch Umbau dieses Gebäudeblocks wurden nun die für die erweiterte Schule erforderlichen Räume geschaffen, welche 1877 bezogen wurden. Dieses Schulgebäude steht bis zum heutigen Tage in Benutzung. In diesem Gebäude sind vor allem die im Erdgeschoß gelegenen Lehrzimmer der Volksschule völlig ungeeignet.

Bei diesen Verhältnissen ist es begreiflich, daß die Schulbaufrage in der Gemeindestube immer wieder aufgeworfen wurde. Vom Jahre 1900 bis zum Ausbruch des Weltkrieges beschäftigten sich fünf Gemeindevertretungen mit der Frage des Schulbaues, ohne daß die Angelegenheit vorwärts kam. Die betreffenden Verhandlungen zeigen ein wenig erfreuliches Bild. Immer wieder werden Vorschläge und Projekte durch neue verdrängt. Am 15. November 1911 wurde in der Stadtvertreterversammlung der Beschluß gefaßt, die Schule als Neubau aufzuführen. Als Bauplatz wurde der mittlere Teil des Besitzes der Anna Roleder (in der Bahnhofstraße) bestimmt. Zum Ankauf dieses Besitzes und der zum Schulbau nötigen angrenzenden Grundstücke wurde nachher ein Darlehen von 2700 Kronen aufgenommen. Die Ausarbeitung der Pläne wurde dem Landesbauamte in Troppau übertragen. Im Oktober 1913 waren die Pläne fertig. Man sollte nun annehmen, daß im Frühjahr 1914 mit dem Bau begonnen worden wäre, aber dies geschah nicht. Es kam der Krieg als höhere Macht und der Schulbau blieb auf einen späteren Zeitpunkt verschoben.

Nach dem Kriege versuchte man im Jahre 1920 den Schulbau mit Staatsunterstützung als Notstandsbau auszuführen, doch standen die Behörden auf dem Standpunkt, daß Schulgebäude nicht als Notstandsbauten zu betrachten seien.

Die Frage des Schulbaues kam im Jahr 1925 durch einen Erlaß des Bezirksschulsausschusses Troppau-Land wieder ins Rollen, nachdem der

Bezirksschulinspektor Richard Dorniak bemängelt hatte, daß die Klassen der Volksschule sehr mangelhaft untergebracht sind, was leider auch von der Bürgerschule gesagt werden muß.

Die Stadtvertretung ging nun ernstlich daran, die Vorarbeiten für den Neubau eines Schulgebäudes durchzuführen. Es wurde Baudirektor Ing. Arch. Adolf Müller in Troppau beauftragt, neue Planentwürfe für den Schulbau auszuarbeiten. Diese Entwürfe wurden 1927 der Behörde zur Genehmigung vorgelegt. Immerhin dauerte es nun noch zwei Jahre, bis die Pläne nach mehrfachen Änderungen die Genehmigung erhalten hatten. Auf Grund dieser genehmigten Entwürfe wurden dann von der Baufirma Rudolf Lipovsky in Odrau die Pläne weiter ausgearbeitet, wobei die Müller'schen Entwürfe noch verschiedene Änderungen erfuhren. Die Hauptarbeit leistete hiebei der bei der Baufirma Lipovsky angestellte Baumeister Franz Dockal.

In der Stadtvertreterversammlung vom 30. Mai 1930 wurde beschlossen, den Schulneubau nach den vorgelegten Plänen auszuführen. Bei den entscheidenden Abstimmungen waren alle Vertreter für den Schulbau. Aber schon der Umstand, daß in der Sitzung der Gemeindefinanzkommission am 27. April 1930 die zwei Vertreter der christlichsozialen Partei und der tschechische Vertreter gegen das Schulbaudarlehen gestimmt hatten, ist ein Beweis dafür, daß in gewissen Kreisen der Bevölkerung Gegenströmungen gegen den Schulbau vorhanden waren. Die Tschechen erklärten nachträglich, daß ihr Vertreter zu dieser Stellungnahme keinen Auftrag gehabt habe. In einer christlichsozialen Zeitung erschien ein Bericht, in dem erklärt wurde, daß die Christlichsozialen für einen Schulbau in bescheidenem Umfange seien; überflüssig sei der Kindergarten und die Mädchenbürgerschule. Diese Stellungnahme war wohl durch die Befürchtung diktiert, daß die Klosterschule den Vorsprung, den sie bisher durch bessere Räumlichkeiten und durch der öffentlichen Schule fehlende Einrichtungen hatte, verlieren könnte. Auch lag die Vermutung nahe, daß bei Errichtung eines städtischen Kindergartens der Besuch des mit der Klosterschule in Verbindung stehenden Herzmansky'schen Kindergartens zurückgehen werde. Diese Unterströmung kam aber bei den entscheidenden Beschlüssen nicht zum Ausdruck.

Die Gemeinde betraute mit der Bauaufsicht den Baumeister Ing. Rudolf Warzog aus Troppau. Am 18. Juni 1930 erfolgte die Bauausschreibung und in der Stadtvertreterversammlung am 22. August 1930 die Vergebung der Maurer-, Eisenbeton- und Zimmermannsarbeiten. Man ging von dem Standpunkt aus, daß die Arbeiten - soweit als möglich - an ortsansässige Unternehmer vergeben werden sollten. Baumeister Rudolf Lipovsky erhielt

die südliche Hälfte des Hauptgebäudes und die gesamten Eisenbetonarbeiten, Baumeister Ludwig Mann die nördliche Hälfte des Hauptgebäudes und Baumeister Rudolf Wosnik die Turnhalle und sämtliche Zimmermannsarbeiten. Nachträglich wurden noch übertragen: Die Wasserleitungseinrichtung an Richard Schenk-Odrau, die Spenglerarbeiten an Rudolf Faltus-Odrau, die elektrischen Einrichtungen an Otto John-Odrau und Hans Roleder-Troppau, letzterer ein gebürtiger Odrauer. Die Kunststeinstufen für die oberen Stockwerke erzeugen die hiesigen Betonwarenerzeuger Josef Gold und Ferdinand Nardelli. Die Dachdeckerarbeiten für die nördliche Gebäudehälfte übernahm der Odrauer Dachdecker Pretsch, die andere Hälfte der Dachdecker Blum-Troppau. Auch die Tischlerarbeiten wurden im Orte vergeben. Die Heizung und die Einrichtung des Schulbades wurden der Firma Renker- und Steinert-Bodenbach übertragen.

Im August 1930 wurde mit dem Bau eines Brunnens für die Schule begonnen. Am 2. September wurde in Gegenwart des Schulbauausschusses und des Ing. Warzog sowie der Baumeister Lipovsky, Mann und Wosnik die Lage des zu erbauenden Schulgebäudes auf dem zur Verfügung stehenden Bauplatz bestimmt. In den folgenden Tagen nahmen die drei Baumeister die Aussteckung vor und am 5. September 1930 begannen Arbeiter des Baumeisters Lipovsky mit den Erdarbeiten.

Im Jahre 1930 wurde noch das Mauerwerk des Kellergeschosses sowie die dazugehörigen Hohlstein- und Betondecken fertiggestellt. Die Turnhalle war bei der Einwinterung des Baues am weitesten vorgeschritten; Baumeister Wosnik hatte das Mauerwerk, Baumeister Lipovsky das Rahmenwerk aus Eisenbeton und die Betondecken fertig.

Im Frühjahr 1931 verzögerte sich die Aufnahme der Arbeit durch schlechtes Wetter und andere Umstände. Bis zum August war bestes Bauwetter, dann wurde das Wetter sehr unbeständig mit reichlichen Niederschlägen. Das Gebäude kam Juli/August unter Dach.

Das neue Schulgebäude wurde zur Zeit einer außerordentlich schweren Wirtschaftskrise erbaut. Ein Rückgang der Getreidepreise (der Roggen kostete im Herbst 1930 85 Kc für 100 kg) und der damit im Zusammenhang stehende Preisrückgang aller landwirtschaftlichen Erzeugnisse brachte die Wirtschaft völlig aus dem Gleichgewicht. Die geringe Aufnahmefähigkeit großer Bevölkerungsschichten für die verschiedenen Erzeugnisse brachte Betriebseinschränkungen und Betriebseinstellungen in der Industrie. Odrau war von dieser Krise zum Glück weniger betroffen als andere Städte. Die Gummifabrik „Optimit“ zählte am 1. Juni 1929, als sie daran ging, das Verhältnis der Fabriksleitung zur Arbeiterschaft neu zu ordnen, 614 Arbeiter bzw. Arbeiterinnen. Im Juli 1931 beschäftigte diese Fabrik

einschließlich der Angestellten über 700 Personen. Auch in der Seidenfabrik Waschka (Juli 1931 145 Arbeiter) und in der Tuchfabrik Gerlich (Juli 1931 56 Arbeiter) hat sich der Stand der Arbeiter in letzter Zeit nicht wesentlich verändert.

Zu dieser Zeit wurden in der Gemeinde etwa 100 Arbeitslose verzeichnet, wobei aber eine größere Anzahl von alten Leuten mitgezählt ist. Die Sache liegt so, daß in den Familien doch zumindest ein Mitglied Arbeit hat, wodurch die größte Not abgewendet ist.

Im Winter 1930/31 wurden in der Gemeinde über 300 Arbeitslose gezählt, viele von diesen fanden im Sommer beim Schulbau und bei anderen von der Gemeinde durchgeführten Arbeiten Beschäftigung.

Die Kosten des Schulbaues werden voraussichtlich 4 Millionen tschechische Kronen betragen. Das Darlehen (wenigstens der erste Teil von 2 ½ Mill.) wurde mit 91.5 Kc zugezählt, sodaß sich durch die Zuzählung bei einem Darlehen von 4 ½ Mill. Kronen ein Verlust von 382500 K ergibt. Die Verzinsung und Tilgung wird über 10% erfordern. Im Voranschlag für 1931 wurden die ordentlichen Einnahmen mit etwa 400000 K angenommen. Es ergibt sich daraus, daß die Belastung der Gemeinde durch den Schulbau außerordentlich hoch sein wird.

Zur Veranschaulichung des Geldwertes seien einige Preise wichtiger Bedarfsartikel angeführt: Es kostet 1 kg Brot 2.15 Kc bei einem Brotmehlpreise von 2.30 Kc. Weizenmehl kostet im Höchstpreise 3 Kc, Rindfleisch 12 Kc. Ein Handlanger erhält 2 Kc auf die Stunde.

Schülerzahlen: Die Stadt zählte 1930 4003 Einwohner. Die Gesamtschülerzahl der öffentlichen Schulen und der Klosterschule betrug im Jahr 1931 634, wobei über 100 Schüler aus fremden Schulgemeinden mitgezählt sind. Seit 1900 war der höchste Schülerstand im Jahr 1913 (über 900) der niedrigste im Jahr 1927 (unter 550). Die öffentlichen Schulen (Volksschule und Knaben- und Mädchenbürgerschule) zählen zur Zeit zusammen 461 Schüler(-innen) und 22 Besucher des Einjährigen Lehrkurses.

Die Gemeindevertretung wurde am 5. Mai 1929 aufgrund der gebundenen Listen gewählt. Es erhielt die kommunistische Partei 11 Mandate, die deutsche christlich-soziale Volkspartei 7, die deutsche Nationalpartei 6, die deutsche sozialdemokratische Arbeiterpartei 2, die nationalsozialistische Arbeiterpartei 2 und die tschechischen Parteien 2 Mandate.

Nachstehend die Namen der Gemeindevertreter:

Bürgermeister Josef Gold (deutsche Nationalpartei),

1. Bürgermeister-Stellvertreter: Franz Eiselt (komm. Partei),

2. „ „ : Josef Schattel (christlichsoziale Volkspartei),

Adam Johann, Baller Ferdinand, Cermak Josef, Demel Josef, Eichler Ludwig, Gesierich Franz, Haas Heinrich, Hanle Franz, Heil Emil, Hilscher Mathilde, Kasper Ernst, Kaufmann Josef, Lazar Alfred, Losert Franz, Melzer Josef, Maschner Josef, Münster Ferdinand, Nierich Johann, Roßmanith Josef, Schenk Franz, Schenk Josef, Schenk Richard, Spacil Franz, Unger Franz, Unger Isidor, Weiner Ferdinand, Wladar Josef.

An den öffentlichen Schulen wirken folgende Lehrpersonen:  
Oberlehrerstelle unbesetzt.

Lehrer (Lehrerinnen): Franz Futschik, Otto Gerlich, Anna Gold, Otto Rohleder, Martha Tobiasch.

Bürgerschuldirektor August Schwab beurlaubt - geht in Pension;  
vertretender Direktor: Johann Böhm.

Fachlehrer (Fachlehrerinnen): Johann Adam, Hilde Pszczolka, Heinrich Thomanek, Ernst Willert, Karl Wisofsky; vertretender Fachlehrer Karl Schusta, Lehrer für die tschechische Sprache Franz Lubojatzki;  
Religionslehrer Dr. Karl Stuchly; Handarbeitslehreerein Karoline Göllner.

Odrau, am 16. September 1931.

Der 1. Bürgermeister-Stellvertr.:  
gez. F. Eiselt

Der Bürgermeister:  
gez. Josef Gold

zugleich Obmann des Orts-  
schulrates.

Der Obmannstellvertreter  
des Ortsschulrates:  
gez. Bernhard Kupka

Der Verfasser der Denkschrift:  
gez. Johann Böhm



Walter Türk:

## Vom Untergang des Schlosses in Odrau

Gerade flattert mir eine nagelneue Serie von Odrauer Ansichtskarten auf den Tisch, die mir ein guter Freund aus der alten Heimat zugesandt hat. Die neu renovierte Kirche, das Freibad, der Stadtplatz und die Volks- und Bürgerschule, alles in leuchtenden Farben dargestellt. Zwangsläufig gehen die Gedanken zu unserem Odrauer Schloß, das als schönes Bild leider nur noch in unser aller Erinnerung existiert.

Wann das Schloß Odrau erstmals errichtet wurde, ist der Nachwelt nicht beglaubigt überliefert worden. Gesichert ist, daß das Schloß beginnend mit dem Geschlecht der Sternberger ab 1253 als Herrschaftssitz der Herren von Odrau galt. Im Verlauf der etwa 700-jährigen Geschichte des Schlosses wurden immer wieder Veränderungen und Umbauten vorgenommen. Im Jahre 1730 ließ Graf Lichnowsky die ganze Westfront einschließlich des dort bestehenden Turmes abbrechen und das Schloß in der uns zuletzt bekannten Form herstellen. Das Schloß war zusammen mit dem dazugehörigen Schloßgarten, unmittelbar anschließend an den Stadtplatz, wohl eines der größten, unzweifelhaft jedoch das schönste und repräsentativste Gebäude der Stadt Odrau, auf das alle stolz waren.

Am 17. Januar 1964 brach um 20.30 Uhr ein Brand aus, der in etwa einer halben Stunde den ganzen Dachstuhl und im weiteren Verlauf alle brennbaren Teile des Gebäudes vernichtete. Der Schaden war groß, eine Wiederherstellung jedoch durchaus denkbar. Alte Aufnahmen vom April 1966 belegen, daß praktisch alle massiven Gebäudeteile wie das gesamte Mauerwerk, die Kellergewölbe usw. erhalten geblieben waren. Dies dürfte vor allem auf eine solide Bauausführung zurückzuführen sein. Die Wiederherstellung des Gebäudes bot sich somit an.

Statt dessen beschloß der damalige Stadtrat unter Bürgermeister Hrdina, das Schloß zu beseitigen. Am 7. Juli 1966 wurde das Gebäude gesprengt und dem Erdboden gleichgemacht. Später wurde an dieser Stelle ein häßliches „Kaufhaus“ errichtet. Der ehemals schöne Schloßgarten verwilderte und ist heute als solcher nicht mehr zu erkennen.

Der Bericht wäre nicht vollständig, wenn nicht auch ein Blick auf die Hintergründe des Schloßbrandes geworfen würde: Unmittelbar nach dem Krieg lagerten die neuen tschechischen Herren eine große Menge von

Wertgegenständen im Schloß: Altes Schloßinventar, geraubte Besitztümer der vertriebenen wohlhabenderen Deutschen der Region, Möbel, Bilder, Porzellan, Bücher usw. Zu den Schlüsseln des Schlosses hatten viele Mitglieder der kommunistischen Stadtverwaltung Zugang. Viele bedienten sich, wie wir hörten, lange Zeit beliebig und räumten das Schloß weitgehend leer. Zwei Sprößlinge der Gerlich-Familie, die zunächst in Österreich waren, erhielten von Prag offiziell die Erlaubnis, ihr eingezogenes Eigentum, von dem vieles im Odrauer Schloß gelagert war, zurückzuerhalten. Die Stadtverwaltung von Odrau wurde davon auf dem Amtsweg durch das Innenministerium in Prag informiert.

Bevor aber die Gerlichs den Rest ihres Eigentums abholen konnten, brannte das Schloß ab. Plötzlich stand es an mehreren Stellen in Flammen. Die Feuerwehr konnte nirgends Wasser zapfen, nur das wenige Wasser des Brunnens am Stadtplatz konnte genutzt werden. Viele fragen sich, warum das so war. Ob der Brand vorsätzlich gelegt und die Brandbekämpfung gezielt behindert wurde, dürfte allen Augenzeugen in den Sinn gekommen sein. In kommunistischer Zeit wurde dies hinter vorgehaltener Hand, später offen berichtet.

Vorstehende Informationen habe ich im Wesentlichen von Odrauern erhalten, die in Odrau geblieben sind. Das einzige noch lebende Mitglied des damaligen Stadtrates ist Herr Bujnoch, er war zu dieser Zeit stellvertretender Bürgermeister. Offiziell untersucht oder gar verfolgt und geahndet wurde dieser am Odrauer Schloß verübte Frevel nie.

Der Schaden, der der Gemeinde Odrau durch die Vernichtung des Schlosses, das heißt durch den Brand und die anschließende Sprengung, entstand, ist enorm. Damit ging das attraktivste und historisch wertvollste Gebäude des Gemeinwesens auf immer verloren.



Fridolin Scholz:

## Gregor Mendels Geburtshaus in Heinzendorf

Johann Gregor Mendel wurde am 22. Juli 1822 in Heinzendorf bei Odrau geboren. Sein Geburtshaus, ein stattlicher Bauernhof, war bis zur Vertreibung in Familienbesitz. Danach übernahm es eine tschechische Familie. Der Zustand des Hauses gab zunehmend Anlaß zur Sorge, daß das Gebäude irreparable Schäden erhält und dem Verfall preisgegeben wird. Jetzt ist eine positive Änderung der Situation in Sicht.

1998 wurde ein Stiftungsfond „Geburtshaus J. G. Mendel“ gegründet. Dieser Fond hat inzwischen das Anwesen gekauft und will die Renovierung und Erhaltung des Mendelhauses betreiben. Maßgebend beteiligt an dem Stiftungsfond ist die Gemeinde Vrazne, die aus dem Zusammenschluß der früheren Orte Klein- und Groß-Petersdorf, Heinzendorf und Emaus entstand. Auch die Städte Odrau und Neutitschein sind eingebunden.

Parallel dazu wurde auf deutscher Seite der „Kultur-Förderkreis Kuhländchen“ gegründet, der bei der „Alten Heimat, Verein heimattreuer Kuhländler e.V.“ angesiedelt ist. Er will sich ebenfalls als Partner bei der Renovierung engagieren.

Mehrere Vorschläge für die spätere Nutzung des renovierten Gebäudes sind im Gespräch. Neben einem kleinen Museum zum Gedenken an Gregor Mendel ist auch an ein Dokumentationszentrum für Kultur und Geschichte der Böhmisches Länder mit Schwerpunkt „Kuhländchen“ und an eine Begegnungsstätte mit Räumlichkeiten für Tagungen gedacht. Hoffen wir, daß Mendels Geburtshaus gerettet und einer sinnvollen Nutzung zugeführt werden kann.

Dazu eine Anmerkung: **Bewältigung der Vergangenheit?!**

Wo gibt es schon ein solches Dokumentationszentrum, zumal in der CR, das unsere Vergangenheit und unser Schicksal darstellt? Historiker und Wissenschaftler von hohem Rang sind gefragt, ebenso wie für das geplante Mendelmuseum.

Wenn wir Kuhländler uns in den letzten 10 Jahren bis heute darum bemühen, auf unseren Friedhöfen Gedenkstätten zu errichten, uns für Sanierungen und Restaurierungen von Kirchen, Kapellen und Kriegerdenkmälern einsetzen und diese Arbeiten finanziell unterstützen, entspringt dies unse-

rem ureigensten Interesse, das zu retten und zu erhalten, was unseren Vorfahren, aber auch uns und vielen unserer Landsleuten einmal heilig war.

Wenn es uns gelingt, mit dem Geburtshaus von Johann Gregor Mendel eine Erinnerungsstätte und ein Dokumentationszentrum für Kultur und Geschichte einzurichten, wäre das ein Treff- und Kristallisationspunkt in unserer Heimat. Begegnungen aller Art, kleinere Kongresse, Jugend- und Schülertreffen könnten dort stattfinden und wären ein Wegweiser in die Zukunft, eine Geste und ein Schritt zur gegenseitigen Verständigung und Versöhnung. Ein solches Unterfangen erhielte eine besondere Bedeutung, wenn es als Gemeinschaftsprojekt von Tschechen und früheren deutschen Bewohnern getragen werden würde. Es wäre ein Fingerzeig an die Politik.

Frieden und Recht können nur Bestand haben, wenn die gegenseitige Achtung der Völker den eigenen Interessen vorangestellt wird. Vertreibung ist immer Unrecht. Auch die tschechische Politik sollte sich dazu bekennen. Vergangenheit und Gegenwart lehren uns leider, daß begangenes und nicht gesühntes Unrecht zu neuem Unrecht führt.

Die Vergangenheit bewältigen? Die Sudetendeutschen haben bereits 1950 einen bedeutenden Schritt in diese Richtung getan. Am 4.8.1950 wurde das Wiesbadener Abkommen zwischen dem Tschechischen Nationalausschuß und der Arbeitsgemeinschaft zur Wahrung sudetendeutscher Interessen unterzeichnet. Am 5.8.1950 folgte die Charta der Vertriebenen. Leider wurden beide Erklärungen von der aktuellen Politik überrollt. Der gute Wille trug bisher nur wenige Früchte.



*Geburtshaus Mendels in Heinzendorf um 1900*

Walter Teltschik:

## **700 Jahre Teltschik-Familie -**

### **der Teltschik-Turm in Wilhelmsfeld**

Im Jahr 2001 konnte die Teltschik-Familie ein ganz besonderes Jubiläum begehen: Vor 700 Jahren, also im Jahr 1301, war Chunrad, der Stammvater unserer Familie, vom Kanonikus der Domkirche zu Olmütz Theoderich von Füllenstein mit der Gründung des Ortes Kunzendorf zwischen Odrau und Fulnek beauftragt und mit der Erbrichterei Kunzendorf betraut worden. Wie dem Familienarchiv zu entnehmen ist, läßt sich unsere Familie, durch Urkunden belegt, bis heute verfolgen.

Chunrad hat gute Arbeit geleistet: Kunzendorf wurde ein blühender Ort und war bis zur Vertreibung nach dem zweiten Weltkrieg Stammsitz unserer Familie. Über ihre Geschichte habe ich schon in meinem Beitrag „Der Erbrichterhof Teltschik in Kunzendorf“ in den „Erinnerungen an Odrau“ ausführlich berichtet.

Natürlich hat sich die Familie weiter ausgebreitet. Bereits 1605 erwarb der Kunzendorfer Erbrichter für seinen Sohn die Erbrichterei in Zauchtel, und im 19. Jahrhundert wanderten drei Teltschik-Familien nach Texas aus. Bis heute bestehen Kontakte zwischen diesen Familienzweigen, die sich von Zeit zu Zeit bei Familientagen treffen. Auch das 700-Jahr-Jubiläum haben wir gemeinsam begangen.

Anfang Juni 2001 versammelten sich mehr als 400 Familienangehörige in San Antonio in Texas zu einem mehrtägigen Familienfest, das von unseren amerikanischen Verwandten ausgerichtet wurde. Die Organisatoren wurden unterstützt von Dr. Norbert Teltschik, der der Kunzendorfer Linie in der 25. Generation angehört, sowie von mir als Vertreter der Teltschiks aus Zauchtel. Einige der europäischen Gäste schlossen eine Rundreise durch Texas zu den alten deutschen Siedlungsgebieten um Schulenburg an und besichtigten auch die Gedenksteine auf den Friedhöfen von Weimar und Floresville, die im Frühjahr 2001 enthüllt worden waren. Sie erinnern an die Mitglieder der Teltschik-Familie, die 1883 und 1889 aus Zauchtel nach Texas ausgewandert waren.

Einen besonderen Höhepunkt des Jubiläums bildete die Einweihung des Teltschik-Turmes in Wilhelmsfeld bei Heidelberg. Wieder hatten sich an

die 250 Familienangehörige aus aller Welt zusammengefunden, um am 1. September 2001 das Jubiläum im Rahmen eines Turmfestes bei uns zu begehen. Ich hatte diesen Turm angeregt und gestiftet, mein Vetter, der Architekt Robert Teltschik, fertigte den Entwurf. So steht nun die elegante Holzkonstruktion weithin sichtbar auf einem der Odenwald-Berge.

Herrn Prof. Dr.-Ing. Walther Mann aus Odrau hatte ich um die Festrede gebeten. Er bewunderte den herrlichen Blick von der obersten Plattform in 36 m Höhe: Nach Süden zum majestätischen Königstuhl über dem Heidelberger Schloß, nach Westen in das weite Rheintal mit den Pfälzer Bergen im Hintergrund, nach Norden die Berge des Odenwalds entlang der Bergstraße, und nach Osten der Blick übers Neckartal bis zum Katzenbuckel.

Er fuhr fort: „Wenn Sie Ihren Blick über dieses schöne Land schweifen lassen, dann schließen Sie für einen Augenblick Ihre Augen und richten Ihr inneres Auge nach dem Osten, in unsere alte Heimat, ins Odertal, in das Kuhländchen, ebenso lieblich wie der Odenwald hier. Denken Sie für einen Augenblick an unsere Orte daheim, an Kunzendorf, an Zauchtel, an Odrau, und wie sie alle geheißen haben. Denken Sie an unsere Wiesen, Felder und Wälder, die unsere Vorfahren in jahrhundertelanger Arbeit kultivierten, wo unsere Familien lebten und arbeiteten, bis sie in einem Augenblick der Schwäche in böswilliger Absicht enteignet und in Viehwaggons vertrieben wurden.... Lassen Sie diesen Turm ein Bindeglied sein von unserer alten Heimat zur neuen. Seien Sie sich bewußt, wie dankbar wir sein müssen, daß wir hier eine gute neue Heimat gefunden haben.“

Ja, wir sind uns dessen bewußt. Die Heimat haben wir verloren, aber wir sind nicht untergegangen. Wir empfinden mit Dankbarkeit, daß wir hier eine neue Heimat und neue Möglichkeit zur Entfaltung fanden. Dafür steht auch der Teltschik-Turm als ein Symbol, als ein Geschenk an die neue Heimat, 700 Jahre nach dem Auftrag an unseren Stammvater Chunrad zur Gründung von Kunzendorf.



Walther Mann:

## **Gedenken an die Ankunft der Odrauer 1946 in Heidelberg**

Am 2. Juli 2001 wurde in der schönen Grünanlage vor der Stadtbücherei in Heidelberg ein Gedenkstein enthüllt, der an die Ankunft von 1200 Heimatvertriebenen aus der Stadt und dem Gerichtsbezirk Odrau am 30. Juni 1946 in Heidelberg erinnert. In Diskussionen mit der Stadtverwaltung konnte Übereinkunft über den Standort des Steines und den Text auf der Bronzetafel erreicht werden. Mehr als 100 Personen waren zusammengekommen, in der Mehrzahl Odrauer, aber auch Vertreter der Stadtverwaltung und der Presse sowie andere Bürger von Heidelberg, als die Oberbürgermeisterin von Heidelberg, Frau Beate Weber, den Gedenkstein gemeinsam mit mir enthüllte. Gleichzeitig wurde in der Stadtbücherei eine kleine Ausstellung eröffnet, die ich aus Anlaß der Enthüllung aufgebaut hatte. Sie zeigte viele Bilder aus der Heimat, erläuternde Texte, Dokumente von der Vertreibung und Dokumente aus unserer Anfangszeit in Heidelberg.

Die Situation in unserem Land war damals äußerst angespannt: Trümmer, wohin man blickte, als Hinterlassenschaft jenes unseligen Krieges, der von Deutschland begonnen und in die Welt hinausgetragen worden war. Häuser und Städte in Trümmern, die Wirtschaft am Boden, die Moral zerstört, die Schuld wachsend von Tag zu Tag, je mehr Einzelheiten über die unmenschlichen Folgen der NS-Ideologie bekannt wurden. Das Volk war orientierungslos und litt schrecklichen Hunger. Die über Lebensmittelkarten zugeteilten Rationen waren zum Leben zuwenig und zum Sterben zuviel. Heidelberg war zwar in seiner Bausubstanz nur wenig zerstört, aber die Besatzungsmacht hatte viele Gebäude für ihre Armee beschlagnahmt. Mehr als zehntausend Ausgebombte, Flüchtlinge und Heimatvertriebene hatten in der Stadt Zuflucht gesucht und brauchten Essen und ein Dach über dem Kopf.

In dieser katastrophalen Lage rollte am 30. Juni 1946 ein weiterer Transport mit 1200 Heimatvertriebenen in den Güterbahnhof in Heidelberg ein - es war der 3. Transport aus Odrau. Ich war dabei, ein damals 14-jähriger Junge. Wir alle waren nach dem schrecklichen Jahr unter tschechischer Herrschaft am Ende unserer Kräfte, entwürdigt, ausgehungert, ohne Perspektive für die Zukunft. Kann man sich heute noch vorstellen, was das damals bedeutete? Für uns ebenso wie für das hungernde Heidelberg?

Trotzdem wurden wir aufgenommen. Die Bevölkerung rückte noch enger zusammen und teilte das Brot mit uns. 300 von uns kamen in die Umgebung von Heidelberg, 900 blieben im Stadtgebiet. Erst kamen wir in das Auffanglager in der Wilckensschule, dann in Schankräume und Säle als Zwischenlager, letztlich wurden uns beschlagnahmte Wohnräume zugewiesen. Wir erhielten Hilfe und nach schwerer Anlaufzeit die Möglichkeit zur Selbsthilfe. Für mich zählt es zu den größten Leistungen des deutschen Volkes, daß es selbst in der katastrophalen Lage der Nachkriegszeit fähig war, Millionen von Vertriebenen aufzunehmen und ihnen eine gute, neue Heimat zu bieten. Wir haben allen Grund, dafür dankbar zu sein.

Im folgenden einige Zitate aus Akten, die ich im Stadtarchiv fand und die einen Einblick in die damalige schlimme Situation in Heidelberg bieten:

Schreiben der Stadtverwaltung vom 28. Juni 1946 an die Militärregierung:  
 „. . . Nachdem in der Vorwoche 850 Ostflüchtlinge aus tschechischem Gebiet über das Auffanglager Wilckensschule eingeschleust waren, wurden in der Woche vom 23. bis 29. Juni wiederum 850 Ostflüchtlinge in der Wilckensschule aufgenommen. . . . Ein weiterer Transport von Flüchtlingen aus dem tschechischen Gebiet wird am Ende dieser Woche erwartet.“

[Dabei handelte es sich offenbar um unseren Transport.]

Bericht der Stadtverwaltung vom 6. Juli 1946 an die Militärregierung:  
 „. . . Am 30. 6. traf erneut ein Transport von 900 Ostflüchtlingen hier ein, der im Auffanglager „Wilckensschule“ untergebracht wurde. [Offenbar unser Transport mit den im Stadtbereich aufgenommenen Odrauern.] Die Unterbringung der Ostflüchtlinge ist nachgerade zu einem unlösbaren Problem geworden. Durch die immer wieder erfolgenden Beschlagnahmen der Militärregierung und die sich daraus ergebende Notwendigkeit der Unterbringung der aus den Wohnungen ausgewiesenen Familien ist das Städtische Wohnungsamt derart überlastet, daß es mit der Bereitstellung von Wohnungen für die Ostflüchtlinge schlechterdings nicht nachkommen kann. . . . Die Verpflegung der Kinder, insbesondere der Kleinkinder, ist durchaus unzureichend. Es fehlt an Lebensmitteln für die notwendigen Zwischenmahlzeiten. Aus Hunger und Durst trinken die Kinder das gechlorte Wasser. Der Leiter des Ernährungsamtes mußte die Belieferung der Zwischenlager mit Lebensmitteln (wenn auch nur 50 Gramm Brot je Kind und Tag) ablehnen, da keinerlei Bestände vorhanden sind. Er hat jedoch die Zuweisung von 50 Flaschen Obstsaft in Aussicht gestellt. . . .“

Bericht über die Besprechung vom 10. Juli im Landratsamt:

„ . . . Heidelberg erhält in der Zuweisung von Flüchtlingen eine Pause von 1 Woche, um die z.Z. in den Zwischenlagern befindlichen Personen unterzubringen. Der auf den 11.7. folgende Transport fällt daher aus.“

Heidelberger Amtsanzeiger Nr. 29 vom 20. Juli 1946:

„Aufruf an die Heidelberger Bevölkerung! Mitbürger und Mitbürgerinnen! Die Notwendigkeit, Tausende von Ostflüchtlingen in Wohnräumen im Heidelberger Stadtgebiet aufzunehmen, zwingt zu außerordentlichen Maßnahmen. Die Stadtverwaltung ist sich bewußt, daß mit der Aufnahme einer hohen Zahl von Rückgeführten in Heidelberg die Wohnbedingungen für die eingessene Bevölkerung sich noch schwieriger als bisher gestalten werden. Doch müssen sich alle Heidelberger stets vergegenwärtigen, daß die Tatsache der Unversehrtheit unserer Stadt nicht allein als gnädiges Geschenk des Schicksals hinzunehmen ist, sondern daß dieser Zustand heute in hohem Maße Lasten und Verantwortung bedingt, die von allen Teilen der Bevölkerung unterschiedlos getragen werden müssen. . . . Es wird daher erwartet, daß die Aufnahme der Vertriebenen aus den Ostgebieten bereitwillig und nicht nur unter dem Druck von behördlichen Zwangsmaßnahmen erfolgt. Es bleibt uns keine andere Wahl! . . . Mit gemeinsamen Kräften müssen Stadtverwaltung und Bürgerschaft daran gehen, die ihnen von der Besatzungsmacht auferlegte schwere Aufgabe der Flüchtlingsunterbringung durchzuführen und dafür zu sorgen, daß dieses schwerste Problem der Nachkriegszeit gelöst werden kann, ohne daß Leben und Wirtschaft unserer Stadt empfindliche Störungen erleiden.

Der Stadtrat: I.A.Bauer, stellv. Oberbürgermeister.“

Rhein-Neckar-Zeitung vom 8.8.1946, Seite 3:

„Amtlich wird uns vom Rathaus geschrieben: Heidelberg ist am Ende seiner Kraft und seiner Möglichkeiten angelangt, weitere Flüchtlinge aus den Ostgebieten unterzubringen. Die Lage, die durch die anhaltende Zuführung von Evakuierten aus den Gebieten der Tschechoslowakei und aus Ungarn auf dem Heidelberger Wohnungssektor entstanden ist, ist unhaltbar geworden. . . Die Dinge treiben zwangsläufig einer Katastrophe und damit einem Zusammenbruch der Wohnraumbewirtschaftung entgegen. . . .“

Schreiben der Stadtverwaltung vom 20. 8. 46 an die Militärregierung:

„ . . . die Gesamtzahl der am 15.8.46 in Heidelberg anwesenden Flüchtlinge beläuft sich auf 11.561. . . Die vom Ernährungsamt gemeldete Kopffzahl von 108 489 ist die Zahl der 90. Periode. . .“

AM 30. JUNI 1946

KAMEN 1200 HEIMATVERTRIEBENE SUDETENDEUTSCHE  
AUS DER STADT UND DEM GERICHTSBEZIRK Odrau  
IN 40 VIEHWAGGONS IN HEIDELBERG AN.  
WIR HATTEN ALLES VERLOREN, WAREN ENTWÜRDIGT  
UND OHNE PERSPEKTIVE FÜR DIE ZUKUNFT.  
TROTZ EIGENER SORGEN UND NÖTE DER BEVÖLKERUNG  
WURDEN WIR AUFGENOMMEN UND ERHIELTEN  
HILFE UND MÖGLICHKEIT ZUR SELBSTHILFE.  
HIER FANDEN WIR EINE GUTE NEUE HEIMAT.

DAFÜR DANKEN WIR .

MÖGE VERTREIBUNG FÜR IMMER GEÄCHTET WERDEN .

MÖGEN MENSCHEN IN NOT HILFE FINDEN ,

SO WIE WIR SIE HIER FANDEN .

DIE HEIMATVERTRIEBENEN

AUS DER STADT UND DEM GERICHTSBEZIRK Odrau





( leer )

## Ein Schlußwort

Noch einmal ist es gelungen, Berichte über Erlebnisse in unserer Heimat und über die Zeit nach der Vertreibung zu sammeln und in Buchform herauszugeben. Wie im ersten Band unserer „Erinnerungen an Odrau“ spiegelt sich in ihnen das schlimme Schicksal der Sudetendeutschen, das auch alle Odrauer getroffen hat. Sie alle haben gelitten, ob sie nach Westen oder Osten vertrieben wurden oder „daheim“ bleiben konnten, es war ja nicht mehr das gewohnte Daheim. Es ist fast ein Wunder, daß die meisten von uns ihr Leben nach der Vertreibung wieder auf eine feste Grundlage stellen konnten und daß uns die Fremde nach schwerem Anfang zu einer guten neuen Heimat wurde.

Mich erstaunt, daß sich das Gefühl der Zusammengehörigkeit in unserer kleinen Gruppe so lange erhalten konnte. Das zeigt, welche Bedeutung die Heimat für viele Menschen hat, und wie stark wir alle durch das gemeinsame Schicksal geprägt sind. Daß wir mehr als ein halbes Jahrhundert nach der Vertreibung zu dieser Gemeinschaftsleistung unserer „Erinnerungen“ fähig sind, zeigt, welche Kraft in den Vertriebenen steckt, die nicht durch die Unmenschlichkeit der Vertreiber gebrochen werden konnte.

Immer wieder werden wir an das trostlose Schicksal von Vertriebenen erinnert. Während der Arbeiten an unserem ersten Band waren es die Bilder der Vertreibungen im Kosovo, die uns das Fernsehen übertrug: Frauen auf der Flucht, zu Tode erschöpft, mit Kindern auf dem Arm; Menschen hinter Stacheldraht, hilflos; die Ärmsten in Viehwaggons zur Grenze gekarrt und hinausgejagt, mögen sie sehen, wie sie weiterkommen. Wem kamen dabei nicht unsere Erlebnisse 1945/46 wieder ins Bewußtsein.

Bei den Arbeiten am zweiten Band sorgte die Politik für Erinnerungen. Hohe tschechische Politiker äußerten sich in den letzten Wochen in kaum zu überbietendem Zynismus über uns Sudetendeutsche. Das geschah im Rahmen der Diskussion um den EU-Beitritt der CR und die Gültigkeit der Benes-Dekrete. So z.B. der tschechische Ministerpräsident Zeman: „Viele von ihnen haben Landesverrat begangen, ein Verbrechen, das nach dem damaligen Recht durch die Todesstrafe geahndet wurde. Wenn sie also vertrieben oder transferiert wurden, war das milder als die Todesstrafe.“

(FAZ 22.1.2002). Er empfahl dem Staat Israel, „mit den Palästinensern so zu verfahren, wie die Tschechoslowakei mit den Sudetendeutschen umgegangen ist“ (FAZ 19.2.2002). Die Benes-Dekrete „wurden bis heute nicht aufgehoben, also sind sie gültig“ (FAZ 18.4.02). So gilt auch noch jenes schlimme Dekret vom 8.5.1946, mit dem alle bis zum 28.10.1945 begangenen tschechischen Verbrechen für „nicht widerrechtlich“ erklärt wurden. Der tschechische Parlamentspräsident Vaclav Klaus schlug sogar vor, „die Dekrete als Teil der Nachkriegsordnung in einer Klausel zum tschechischen EU-Beitrittsvertrag zu verankern“ (FAZ 23.2.2002). Und der stellvertretende Ministerpräsident Spidla nannte „den Abschub der deutschen Bevölkerung eine Quelle des künftigen Friedens und bezeichnete die Vertreibung eine richtige, politisch sehr weitsichtige Entscheidung“ (FAZ 21.5.2002). Und kaum zu glauben: Der tschechische Senator Coufal schlug Benes für einen hohen tschechischen Orden vor, weil „er vielen Deutschen das Leben gerettet und ihnen Leid erspart habe“ (FAZ 27.3.02).

Zynismus pur, kein Funke von Einsicht oder Menschlichkeit, kein Respekt vor Menschenwürde.

Diese Zitate berühren uns, können uns aber nicht erschüttern. Zum Glück sind wir vertriebenen Sudetendeutschen nicht mehr abhängig von tschechischen Politikern. Vielleicht erklären diese Äußerungen von tschechischen politischen Repräsentanten den Angehörigen der heutigen Generation besser als manches andere, warum die Sudetendeutschen seit 1918 Selbstbestimmung forderten und erleichtert und glücklich waren, als ihre Heimat 1938 wieder deutsch wurde. Es war Teil des sudetendeutschen Dramas, daß wir dadurch einem unmenschlichen System in die Hände fielen, das riesige Schuld auf sich lud, die auch von uns mitzutragen ist.

Wir hören auch andere Stimmen, aber sie haben vorerst wenig Gewicht. Nach Umfragen in der CR sprechen sich nur „5% der Befragten für eine Entschuldigung aus“ (FAZ 18.5.02). Erst in Ansätzen, in persönlichen Gesprächen und in Gesprächskreisen wächst langsam die Erkenntnis. Aus Odrau erhielt ich Briefe, auch einen „Offenen Brief“, in denen gegen die oben zitierten Äußerungen tschechischer Politiker protestiert wird. Nur Einzelstimmen, aber wir hören sie.

Uns bleibt das Gefühl der Dankbarkeit, daß die meisten von uns in Deutschland in schlimmster Lage Hilfe bekamen und die Möglichkeit zur Selbsthilfe erhielten. So konnten wir am Aufbau unseres Landes mitwirken und eine neue Heimat gewinnen. Unsere Heimatstadt Odrau aber, unsere verlorene Heimat, lebt nur noch in unseren Erinnerungen fort.

Walther Mann

## Anhang

Um den vorliegenden zweiten Band als unabhängiges Buch vollständiger zu gestalten, werden im folgenden einige Seiten gedruckt, die teilweise bereits im ersten Band der „Erinnerungen an Odrau“ enthalten sind.



**Der Stadtplatz in Odrau**  
Postkarte um 1940

## Siegel der Stadt Odrau

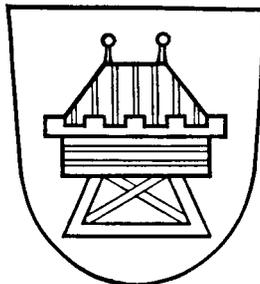
Aus Rolleder: Geschichte der Stadt und des Gerichtsbezirks Odrau, 1903.



S \* CIVITATIS \* ODERE \* 1686



INSIEGEL DER STADT ODERA 1799



STADTWAPPEN

## Einige historische Daten und Ereignisse aus unserer Heimat

**Urbevölkerung Kelten** vom Stamm der Bojer. Von ihnen wird der Name Böhmen = Bohemia = Land der Bojer abgeleitet. (1)

Seit etwa 200 v. Chr. wandern **germanische Stämme** ein (1), vor allem Markomannen, Sueben, Quaden, Wandalen und Silingen. Von ihnen wird der Name Schlesien = Silesia = Land der Silingen abgeleitet.

Völkerwanderung: Seit etwa 550 n.Ch. wandern **slawische Stämme** ein (1)  
1100 - 1300: **Deutsche Siedler** zur Kultivierung des Landes gerufen.

Vom Grundherrn beauftragte „**Locatoren**“ gründen Städte und Dörfer (z.B. Troppau 1195, Stadtrecht 1224). Sie verteilen das Land auf angeworbene Siedler und erwerben selbst größere Grundstücke. Sie übernehmen besondere Rechte und Pflichten: Das vererbare Richteramt (Erbrichter), Vorsitz im Dorfgericht, Polizeiaufsicht, verschiedene Rechte wie Betrieb von Brauerei, Ausschank, Schmied, usw. Viele Dörfer werden nach ihren Gründern benannt: Heinz - Heinzendorf, Wolf - Wolfsdorf, Peter - Petersdorf, Hermann - Hermsdorf. (1), (2).

1301: Urkunde zur Gründung von Kunzendorf, siehe Bericht W. Teltschik.

1346 - 1378: Der deutsche **Kaiser Karl IV.** aus dem Haus der Luxemburger residiert in Prag. Bau der Karlsbrücke, Gründung der Universität in Prag, der ersten Universität im Deutschen Reich.

1356 Goldene Bulle als Gesetzbuch des Deutschen Reiches.

1526 - 1918: Böhmen, Mähren und Schlesien Bestandteil der **Habsburger Monarchie.**

1740 - 1763: Die drei **Schlesischen Kriege.** Friedrich II. (der Große) von Preußen beansprucht Schlesien und führt Krieg mit Maria-Theresia.

1763: Friede von Hubertusburg. Ein Großteil Schlesiens fällt an Preußen. Nur ein kleiner südlicher Teil um Troppau, Jägerndorf und Teschen bleibt als Österreichisch-Schlesien bei Maria-Theresia. Sie klagt:

„Den Garten hat er mir genommen, den Zaun gelassen.“

Odrau gehörte zum „Zaun“, blieb also österreichisch.

1918: **Ende des 1. Weltkriegs.** Zerschlagung der Habsburger Monarchie.

Das „Selbstbestimmungsrecht der Völker“ nach den 14 Punkten von Wilson: „...Den Völkern Österreich-Ungarns, deren Platz wir im Kreis der Nationen gefestigt und gesichert sehen wollen, ist die Möglichkeit zu unbehinderter autonomer Entwicklung einzuräumen...“ (3)

### 1918/1919 Gründung der Tschechoslowakei.

Die Forderung der Tschechen nach einem eigenen Nationalstaat ist unbestritten, auch bei den Sudetendeutschen. Strittig sind die Grenzen. Die Tschechen verlangen die historischen Grenzen der böhmischen Länder unabhängig von der Nationalität der Bevölkerung, die Deutschen wollen die Sprachgrenzen und den Anschluß der deutschen Gebiete an Deutschland und Österreich.

**Benes** legt bei den Friedensverhandlungen seine 11 Memoranden vor. In Memorandum Nr. 3 begründet er, warum es auf die Rechte der Deutsche nicht ankomme. Er schreibt zu Schlesien: „... Die Tschechoslowaken verlangen ganz Österreichisch-Schlesien, weil ihr Staat eine möglichst lange Grenze mit Polen braucht und nicht zugegeben werden darf, daß die Deutschen einen Keil bilden, der die zwei slawischen Staaten nicht nur trennen, sondern sie auch durch die allzu große Annäherung an das Zentrum des tschechoslowakischen Staates bedrohen würde.“ Ähnlich argumentiert er zu Böhmen und Mähren. Sein Fazit: „Es muß auch in Erwägung gezogen werden, daß die Deutschen in Böhmen nur Kolonisten oder Abkömmlinge von Kolonisten sind. ... Die jetzt deutschen Gebiete sind der letzte Rest der Stellung der deutschen Kolonisten in Böhmen. ...Die Deutschen haben sich in Böhmen künstlich festgesetzt als Kolonisten oder als Beamte und Bürokraten, als gefügiges Element einer gewalttätigen Germanisierung...“ (4). Benes fordert, den Deutschen das Selbstbestimmungsrecht zu verweigern: „Wir achten das Nationalitätenprinzip, aber wir glauben nicht, daß es dort angewandt werden dürfte, wo es die Unabhängigkeit einer anderen Nation bedroht. Da müssen Opfer gebracht werden zugunsten dessen, der es verdient ....“. Und Benes verspricht: „..... Die Deutschen würden in Böhmen dieselben Rechte haben wie die Tschechoslowaken. .... Das Regime würde ähnlich dem der Schweiz sein“. (4) Die Praxis sah danach anders aus.

**Masaryk**, der spätere Staatspräsident, am 23.12.1918: „Die von den Deutschen bewohnten Gebiete sind unser. Wir haben diesen Staat erkämpft. Die staatsrechtliche Stellung unserer Deutschen, die einst als Immigranten und Kolonisten hierher gekommen sind, ist damit ein für alle Mal festgelegt.“ Am 1.1.1919: „..... Ich anerkenne das Recht auf Selbstbestimmung. Aber unter den gegebenen Verhältnissen hat dieses Recht seine Grenzen.... Unsere Deutschen sind kein ganzes, sondern nur ein Kolonisationsvolk.“

Ende 1918: **Tschechisches Militär** besetzt die deutschen Gebiete.

4.3.1919: Sudetendeutsche Sozialdemokratische Partei und Gewerkschaften rufen zu friedlichen Kundgebungen auf, um das Selbstbestimmungs-

recht auch für die Sudetendeutschen zu verlangen. In mehreren Städten schießt tschechisches Militär wahllos auf die unbewaffnete Menge. Bilanz: 54 Tote und viele Verletzte. (3)

**10.9.1919: Friedensvertrag von Saint Germain.**

Die Tschechoslowakei in den historischen Grenzen der böhmischen Länder wird bestätigt. Die Tragödie der Sudetendeutschen beginnt.

<b>Bevölkerung 1921 (5):</b>	Tschechen	6,9 Mill.	(50,8 %)
	Deutsche	3,2 Mill.	(23,4 %)
	Slowaken	2,0 Mill.	(14,7 %)
	Sonstige	1,5 Mill.	(11,1 %)
	Zusammen	13,6 Mill.	

1919 - 1938: Intensive **Tschechisierungspolitik**. Die Tschechen treten als „Staatsvolk“ auf und erwarten, daß sich ihnen die Minderheiten unterordnen. Einige der staatlich gelenkten Maßnahmen:

**Bodenreform:** Im deutschen Gebiet werden 840.000 ha Land beschlagnahmt und zu 94 % an Tschechen verteilt. (5)

**Staatsdienst:** Deutsche Beamte werden entlassen und durch Tschechen ersetzt. Der Anteil der Deutschen im Staatsdienst (Verwaltung, Eisenbahn, Militär, Post usw.) geht von 1921 bis 1930 um 48,3 % zurück. (5)

**Schulwesen:** Innerhalb von 5 Jahren werden 4.000 deutsche Schulklassen geschlossen. (6) Gleichzeitig werden intensiv tschechische Schulen in den deutschen Gebieten errichtet, bis 1933 bereits 2.303 Schulen. (3)

**Siedlungspolitik:** Durch Versetzen von tschechischen Beamten anstelle der deutschen Beamten in die deutschen Gebiete und durch systematische Ansiedlung von Tschechen werden bis 1938 etwa 400.000 Tschechen in den deutschen Gebieten angesiedelt. (7)

**Wirtschaft:** Die Deutschen fühlen sich durch die Wirtschaftspolitik systematisch benachteiligt. Weltwirtschaftskrise 1929: 800.000 Arbeitslose in der CSR, davon 500.000 Sudetendeutsche.

1933: Gründung der „Sudetendeutschen Heimatfront“ (SHF) als Sammlungsbewegung unter Konrad Henlein. 1935 in „Sudetendeutsche Partei“ umbenannt. Wahl 1935 fast 70 % der deutschen Stimmen. (3)

29.9.1938: Unterzeichnung des **Münchener Abkommens**. Die sudetendeutschen Gebiete werden an Deutschland abgetreten. Die tschechische Regierung stimmt am 30.9. zu. Die deutsche Wehrmacht besetzt ab 1.10. das Sudetenland ohne Widerstand. Besetzung von Odrau am 10.10. Erleichterung und Jubel bei den meisten Deutschen. Schwere Verfolgung der jüdischen Bürger und der politisch Andersdenkenden.

- 15.3.1939: Errichtung des **Protektorats Böhmen und Mähren**. Bruch der internationalen Verträge. Besetzung durch die Wehrmacht. Schweres Leid über Tschechen, Juden und politisch Andersdenkende.
- 1.9.1939: Die Wehrmacht überfällt Polen. **Beginn des 2. Weltkriegs**.
- 26.5.1942: Attentat auf Heydrich in Prag. Als Vergeltung wird das Dorf Lydice zerstört, alle Männer über 16 Jahren erschossen. (7)
- 8.5.1945: Kapitulation der deutschen Wehrmacht, **Kriegsende**.

„**Wilde Vertreibung**“ der Sudetendeutschen aus den grenznahen Gebieten mit schlimmsten Grausamkeiten. Zuvor Aufrufe zur Vorbereitung. **Benes** 16.7.1944 in Schreiben an Untergrundbewegung (9) : „Es ist notwendig, daß wir in den ersten Tagen nach der Befreiung vieles selbst erledigen, daß möglichst viele schuldige Nazisten vor uns in den ersten Tagen der Revolution aus Angst fliehen, und daß möglichst viele derjenigen, die sich wehren und Widerstand leisten, in der Revolution erschlagen werden.“

Ebenso der tschechische **General Ingr** am 3.11.1944 über britisches Radio an das tschechische Volk: „Wenn unser Tag kommt, dann wird die ganze Nation den alten Kampfruf der Hussiten anwenden: **‘Schlagt sie, tötet sie, laßt keinen am Leben’**. Jeder sollte sich nach der geeigneten Waffe umsehen, um die Deutschen zu treffen. Wenn keine Feuerwaffen zur Hand sind, dann jede Art von Waffe, die schneidet, sticht oder trifft.“ (8)

- 2.8.1945: **Potsdamer Abkommen**. Darin Abschiebung der Deutschen „in ordnungsgemäßer und humaner Weise“ beschlossen.
- 1945/46: Inhaftierung sehr vieler Deutscher in Internierungslagern und Gefängnissen, Zwangsarbeit, schlimmste Mißhandlungen, Morde. Am Ende Abschiebung. **Erster Transport aus Odrau** am 16.4.1946.

## Quellen:

- (1) Prinz, F.: Böhmen und Mähren. Siedler-Verlag 1993
- (2) Rolleder, A.: Geschichte der Stadt und des Gerichtsbezirks Odrau. 1903
- (3) Nittner, E.: Dokumente zur Sudetendeutschen Frage. Ackermann 1947
- (4) Gordon, H.: Die Benes-Denkschriften. Verlagsgemeinschaft Berg 1990
- (5) Bohmann A.: Das Sudetendeutschtum in Zahlen. SD Rat 1959
- (6) Franzel, E.: Sudetendeutsche Geschichte. Bechtermünz Verlag 1997
- (7) Hemmerle, R.: Sudetenland. Weltbild Verlag 1996
- (8) Dokumente zur Vertreibung der Sudetendeutschen. SD Rat 1992
- (9) Prinz F.: Geschichte Böhmens. Langen Müller Verlag 1988

## Die Vertreibung

In den grenznahen Gebieten wurden viele Sudetendeutsche in den ersten Monaten nach Kriegsende im Rahmen der sogenannten „Wilden Vertreibungen“ über die Grenze getrieben. Später beriefen sich die Tschechen auf das „Potsdamer Abkommen“ der Siegermächte. Danach sollte eine Überführung „in ordnungsgemäßer und humaner Weise“ erfolgen. Die Realität haben wir erlebt.

2. August 1945:

### Das Potsdamer Abkommen im Wortlaut

Am 17. Juli trafen sich der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, Harry S. Truman, der Vorsitzende des Rates der Volkskommissare der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken, Generalissimus J.W. Stalin, und der Premierminister Großbritanniens, Winston S. Churchill, sowie Herr Clement R. Attlee auf der von den drei Mächten beschickten Berliner Konferenz. .... Die Konferenz schloß am 2. August 1945. Es wurden wichtige Entscheidungen und Vereinbarungen getroffen. ....

...  
...

#### XIII. Ordnungsgemäße Überführung deutscher Bevölkerungsteile.

Die Konferenz erzielte folgende Abkommen über die Ausweisung Deutscher aus Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn:

Die drei Regierungen haben die Fragen in ihren Aspekten beraten und erkennen an, daß die Überführung der deutschen Bevölkerung oder Bestandteile derselben, die in Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn zurückgeblieben sind, nach Deutschland durchgeführt werden muß. Sie stimmen darin überein, daß jede derartige Überführung, die stattfinden wird, in ordnungsgemäßer und humaner Weise erfolgen soll. ....

Aus: Dokumente zur Sudetendeutschen Frage. Ackermann-Gemeinde 1967

## Auszug aus den Benes-Dekreten und Gesetzen 1945/46

### Dekret vom 19. Mai 1945, Slg. Nr. 5:

„ ..... Das im Gebiet der Tschechoslowakischen Republik befindliche **Vermögen der staatlich unzuverlässigen Personen** wird gemäß den weiteren Bestimmungen dieses Dekretes unter nationale Verwaltung gestellt. ....  
 .... Als staatlich unzuverlässige Personen sind anzusehen: a) Personen deutscher oder madjarischer Nationalität. ....“

### Dekret vom 21. Juni 1945, Slg. Nr. 12:

„ ... Mit augenblicklicher Wirksamkeit und entschädigungslos wird für die Zwecke der Bodenreform das **landwirtschaftliche Vermögen** enteignet, das im Eigentum steht: a) aller Personen deutscher und madjarischer Nationalität, ohne Rücksicht auf die Staatsangehörigkeit, ....“

### Dekret vom 25. Oktober 1945, Slg. Nr. 108:

„ ..... Konfisziert wird ohne Entschädigung für die Tschechoslowakische Republik das **unbewegliche und bewegliche Vermögen**, namentlich auch die Vermögensrechte (wie Forderungen, Wertpapiere, Einlagen, immaterielle Rechte), das bis zum Tag der tatsächlichen Beendigung der deutschen und madjarischen Okkupation im Eigentum stand oder noch steht: ... Physischer Personen deutscher oder madjarischer Nationalität ....“

### Gesetz vom 8. Mai 1946, SLG. Nr. 115: (Das „Amnestiegesetz“)

„ ..... Eine Handlung, die in der Zeit vom 30. September 1938 bis zum 28. Oktober 1945 vorgenommen wurde und deren Zweck es war, einen Beitrag zum Kampf um Wiedergewinnung der Freiheit der Tschechen und Slowaken zu leisten, oder die eine gerechte Vergeltung oder ihrer Helfershelfer zum Ziel hatte, **ist auch dann nicht widerrechtlich**, wenn sie sonst nach den geltenden Vorschriften **strafbar** gewesen wäre. ....“

**Quelle:** Dokumente zur Vertreibung der Sudetendeutschen.  
 Sudetendeutscher Rat 1992.

Alle Gesetze und Dekrete sind auch heute (1999) noch in Kraft.

Heimatbrief der Stadt Odrau und Umgebung  
Auszug aus Heft Nr. 3 vom Februar 1950:

## **Vertreibung: Die zehn Transporte aus Odrau 1946**

- 1. Transport**, abgefertigt 16.4.1946. 1200 Personen in 40 Viehwaggons. Aussiedlungslager Klosterschule und Internierungslager. Gepäckrevision im Arbeiterheim. Ziel Neuburg a.D., Wertingen, Donauwörth.
  - 2. Transport**, abgefertigt 9.6.1946. 1200 Personen in 40 Viehwaggons. Aussiedlungslager im Internierungslager. Gepäckrevision im Schloß. Leibesvisitation, vieles weggenommen. Ziel Waging, Laufen, Schönram.
  - 3. Transport**, abgefertigt 27.6.1946. 1200 Personen in 40 Viehwaggons. Internierungslager, Gepäckrevision, Leibesvisitation. Ziel Heidelberg, Wiesental, Waghäusel, Kirrlach.
  - 4. Transport**, abgefertigt 9.7.1946. 1200 Personen in 40 Viehwaggons. Ziel Seckach und Umgebung.
  - 5. Transport**, abgefertigt 23.7.1946. 1200 Personen in 40 Viehwaggons. Internierungslager, Gepäckrevision, Leibesvisitation, viele Wertgegenstände wurden abgenommen. Ziel Kreis Regensburg und Kreis Passau.
  - 6. Transport**, abgefertigt 3.8.1946. 1200 Personen in 40 Viehwaggons. Ziel Kronach, Münzberg, Hof.
  - 7. Transport**, abgefertigt 21.8.1946. Letzter Normaltransport aus dem Internierungslager mit 1200 Personen in 40 Viehwaggons. Ziel Kreis Miltenberg, Leidersbach, Roßbach.
- Die folgenden Transporte 8 bis 10 waren kleine Antifaschisten-Transporte, die in bevorzugter Weise abgefertigt wurden:
- 8. Transport**, abgegangen 4.8.1946. 80 Familien in 20 Waggons. Möbel und Hausrat konnten teilweise mitgenommen werden, Kontrolle daheim. Ziel Sachsen, Zeitz, Reichenbach.
  - 9. Transport**, abgegangen 6.9.1946. 79 Familien, sonst wie Transport 8. Ziel Sachsen, Freital, Meißen.
  - 10. Transport**, abgegangen 26.9.1946. 173 Personen, sonst wie Transport 8 und 9. Ziel Kitzingen.

Alle Transporte waren belegt mit Bewohnern der Stadt Odrau und der umliegenden Gemeinden und gingen vom Bahnhof Odrau ab.

## Stadt und Gerichtsbezirk Odrau im Jahre 1900

### Auszug aus der Chronik von Anton Rolleder: Geschichte der Stadt und des Gerichtsbezirks Odrau, 1903.

Die Stadt Odrau liegt am Fluß Oder. Die Entfernung zur Oderquelle beträgt Luftlinie 23 km, dem Flußlauf entlang ungefähr das Doppelte. Der Kern der Stadt befindet sich am rechten, westlichen Ufer des Flusses, Neubauviertel, Bahnhof und die Gummifabrik Optimit am linken Ufer.

Der Gerichtsbezirk Odrau umfaßte im Jahr 1900 außer der Stadt Odrau die folgenden 16 Gemeinden:

Dobischwald, Dörfel, Heinzendorf, Groß-Hermsdorf, Klein-Hermsdorf, Jogsdorf, Kamitz, Kunzendorf, Lautsch, Mankendorf, Neudörfel, Klein-Petersdorf, Taschendorf, Werdenberg, Wessiedel und Schles.-Wolfsdorf.

Stadtgebiet + Gemeinden = Gerichtsbezirk

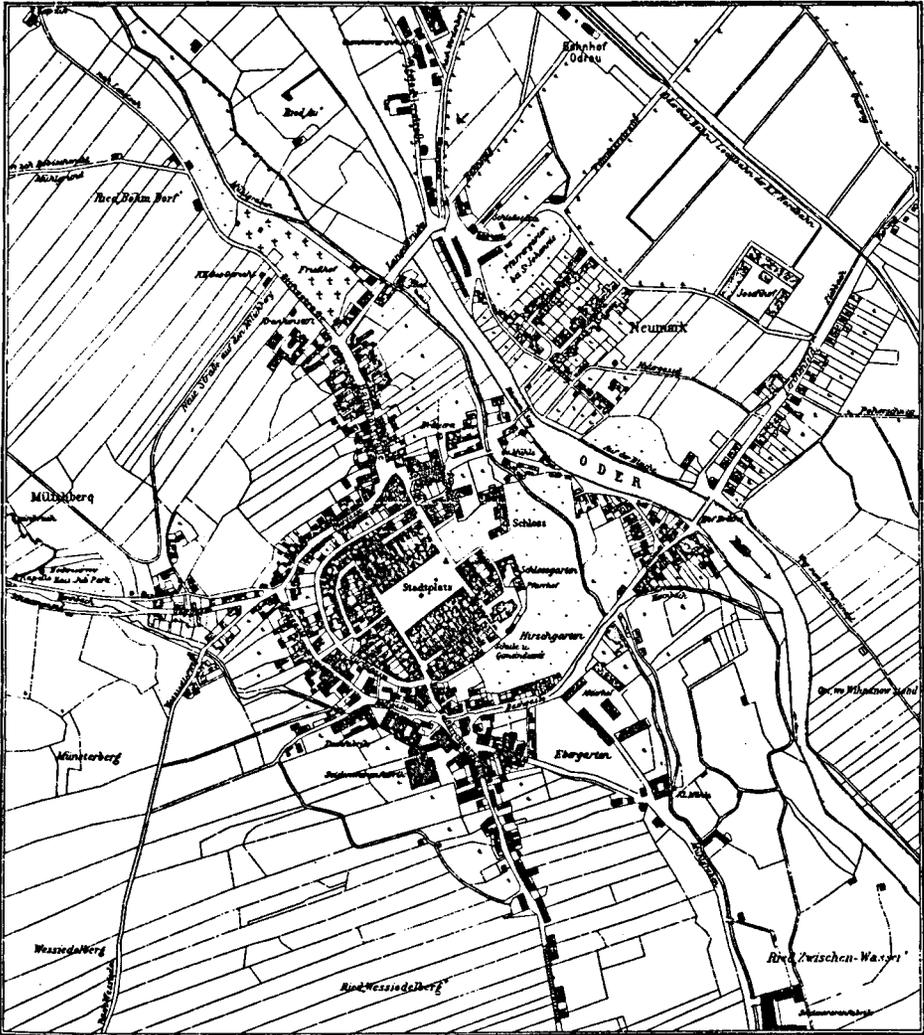
Bevölkerung 1900:

Deutsche	4.178	5.768	9.946
Tschechen	11	35	46
Polen	2	5	7
Zusammen	4.191	5.808	9.999
Bodenfläche in ha:	1.086	10.023	11.109
Häuser	495	838	1.333

Die Bevölkerung war vorwiegend katholisch. Im Gerichtsbezirk galt: Katholisch 9.854, protestantisch 88, israelitisch 57.

## Plan der Stadt Odrau.

Ausgeführt in der Kartogr. Anstalt von G. Freytag & Berndt, Wien,  
nach einer Vorlage von Vinzenz Tomas.



Beilage zur Geschichte der Stadt und des Gerichtsbezirks Odrau von Anton Reileder.



**Stadtplatz Odrau**  
Postkarte 1942



**Ansicht von Odrau von Osten**  
**Die Oder durchfließt Odrau**  
Postkarten um 1900



**Das bittere Ende 1946: Die Vertreibung  
Ein Transport verläßt den Bahnhof Odrau**

## Verzeichnis der Verfasser

**Bär geb. Tannenberger**, Margarethe, 81541 München  
früher: Heinzendorf bei Odrau Nr. 7

**Balhar geb. Jahn**, Elfriede, 63906 Erlenbach am Main  
früher: Odrau, Lerchenfeld 12

**Blasel**, Werner L., General Manager, 83059 Kolbermoor  
früher: Odrau, Berggasse Nr. 2 und Neustadt Nr. 18

**Bruder geb. Sommer**, Adolfine, 69168 Wiesloch  
früher: Wolfsdorf bei Fulnek Nr. 43, Schule

**Dolak**, Franz, Oberlehrer i.R., 86405 Meitingen  
früher: Taschendorf Nr. 40

**Grafe geb. Münster**, Helga, Lehrerin, 01665 Ullendorf bei Meißen  
früher: Odrau, Olmützer Str. 446

**Habiger**, Ernst, Prof. Dr.-Ing. habil., 01809 Röhrsdorf bei Dresden  
früher: Odrau, Bahnsteig Nr. 419

**Hauke**, Wolfgang, Apotheker, 97084 Würzburg  
früher: Odrau, Stadtplatz

**Heilmaier geb. Puchner**, Isolde, Buchhalterin, 80798 München  
früher: Odrau, Neustadt Nr. 5

**Hofmann geb. Blasel**, Helga, 86356 Neusäß-Westheim  
Ortsbetreuerin der Sudetendeutschen Heimatgruppe Odrau  
früher: Odrau, Berggasse Nr. 2 und Neustadt Nr. 18

**Honisch, Walter**, Elektroniker f. Industrieanlagen, 54470 Bernkastel-Kues  
früher: Odrau, Kreuzgasse 12

**Jurasky geb. Eberhard, Olga**, 09599 Freiberg in Sachsen  
früher: Odrau, Rosengasse 15

**Kester geb. Mendel, Anni**, 60437 Frankfurt/M.  
früher: Kunzendorf bei Bölten Nr. 34

**Kotsch, Helmut**, Elektriker, 86163 Augsburg  
früher: Odrau, Neustadt Nr. 7

**Kravagna, Günter**, Oberstudiendirektor, 26135 Oldenburg  
früher: Odrau, Goethestraße 595

**Kravagna, Helmut, Prof.**, Hochschullehrer i.R., 26131 Oldenburg  
früher: Odrau, Goethestraße 595

**Kremel, Karl**, Drechslermeister, 76135 Karlsruhe  
früher: Odrau, Weißkirchnerstraße 47

**Krumpholz, Othmar**, Industrie-Kaufmann, 69168 Wiesloch  
früher: Odrau, Werdenberger Straße 498

**Lefebvre de Lattre, Hervé**, Comte d'Entremonts, F 17250 La Vallee

**Mann, Walther, Prof. Dr.-Ing.**, Bauingenieur, 64285 Darmstadt  
Herausgeber der „Erinnerungen an Odrau“  
früher: Odrau, Werdenberger Straße 453

**Mergenthaler geb. Schenk, Stephanie**, 68723 Oftersheim  
früher: Mankendorf Nr. 45

**Neumann geb. Rabel, Erika**, Kaufmännische Angestellte, 90768 Fürth  
früher: Odrau, Weißkirchner Straße 14

**Pauler, Otto**, Fachlehrer, 01705 Freital bei Dresden  
früher: Odrau, Ringgasse 8

**Schneider, Emanuel**, Gummi-Techniker, 82205 Gilching  
früher: Odrau, Schillerstraße 607

**Scholz, Fridolin**, Oberingenieur, Elektrotechniker, 69257 Wiesenbach  
Kreisbetreuer des Sudetendeutschen Heimatkreises Odrau  
früher: Jogsdorf bei Odrau Nr. 44

**Sedlacek geb. Stach, Herta**, CR 74235 Odry  
früher: Odrau, Obergasse 40

**S. D.**, Tschechische Republik

**Szklorz, Richard**, Journalist, 10719 Berlin  
früher: Odrau, Neustadt Nr. 8

**Teltschik, Walter**, Dr. rer. nat., Diplom-Physiker, 69259 Wilhelmsfeld  
früher: Zauchtel 423

**Türk, Walter**, Dipl. Ing. (FH), Bauingenieur, 86163 Augsburg  
früher: Odrau, Kirchengasse 1

**Wanek geb. Meixner, Edith**, 69123 Heidelberg  
früher: Groß-Petersdorf bei Odrau

(Seite / strana 11)

## **Předmluva**

Naše „Vzpomínky na Odry“ vyšly v roce 1999. Hodně lidí z Oder si je přečetlo a znovu se v nich našlo. Zachovalo si je jako kus domova. Posléze jsem byl opakovaně oslovován, abych je doplnil. Někteří obyvatel Oder se totiž o knize dozvěděli až po prvním vydání knihy, ačkoliv i oni měli zážitky, jež považovaly za natolik hodnotné pro to, aby byly sepsány. Tak vzniklo toto pokračování jakožto druhé vydání „Vzpomínek na Odry“.

Opakuji to, co jsem zmínil už předmluvě k prvnímu vydání „Vzpomínek“, totiž to, že ani tato kniha si neklade za cíl být vědecky fundovanou kronikou tehdejší doby. Nikdo z nás není spisovatelem nebo historikem. Chtěli jsme jednoduše popsat, co se tehdy dělo. Naši potomci a další mohou znovu z příběhů vyčíst, odkud jsme přišli, za jakých okolností jsme byli z naší vlasti vysídleni a jak jsme našli vlast novou. Všichni dopisovatelé podpisy ztvrdili, že jejich svědectví podle vzpomínek ve všech detailech odpovídají skutečnostem a že jsou srozumění s jejich zveřejněním. I přesto, že vzpomínky jednotlivých pamětníků už nemusí být po tak dlouhé době kompletní, zprostředkují i tak v souhrnu velice kompaktní a bezchybnou ilustraci všech událostí.

Děkuji všem, kteří na tomto svazku spolupracovali, ať již skrze osobní výpovědi, či různé rady a tipy. Těší mě, že původní obyvatelé města Oder a okolí ještě po tak dlouhé době byli připraveni a schopni takového společného činu. Přeji si, aby i tento svazek našich „vzpomínek“ byl přijat dobře a aby pomohl tehdejší události, naší generaci, a naše tehdejší způsoby chování lépe chápat a rozumět jim.

Walther Mann

Darmstadt, květen 2002

## Erinnerungen an Odrau

Erlebnisse in einer kleinen Stadt im Sudetenland  
vor und nach dem Zweiten Weltkrieg

### Band II

1. Auflage 2002

**Digitale Ausgabe 2014**

An der Erstellung dieser **digitalen Ausgabe** waren beteiligt:

Ermitteln der aktuellen Anschriften der Rechte-Inhaber (Autoren bzw. deren Nachkommen)	Wilfried Türk, München
Einholen der Zustimmung der Rechte-Inhaber zur Digitalisierung und Veröffentlichung im Internet Scan der Buchseiten (Grafik, pdf-Datei)	Prof. Dr.-Ing. Ernst Habiger, Dohna
Übersetzen des Vorwortes (Seite 11) ins Tschechische (Seite 170)	Hubert Petrusek, Prag/Odrau
Texterkennung (OCR), Fehlerkorrektur, Zusammenstellung, Formatierung	Wilfried Türk, München